

# **Nietzsche-Kommentar**

Band 1/3

# **Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken**

Herausgegeben von der  
Heidelberger Akademie der Wissenschaften

**Band 1/3**

Sarah Scheibenberger

**Kommentar zu Nietzsches  
*Ueber Wahrheit und Lüge  
im aussermoralischen Sinne***

**DE GRUYTER**

Dieser Band wurde im Rahmen der gemeinsamen Forschungsförderung von Bund und Ländern im Akademienprogramm mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Baden-Württemberg erarbeitet.



**HEIDELBERGER AKADEMIE  
DER WISSENSCHAFTEN**  
Akademie der Wissenschaften  
des Landes Baden-Württemberg

ISBN 978-3-11-045873-2

e-ISBN (PDF) 978-3-11-046155-8

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-046099-5

**Library of Congress Cataloging-in-Publication Data**

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2016 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark

Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

☉ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# **Inhalt**

**Geleitwort — VII**

**Vorwort zu NK 1/3 — IX**

**Hinweise zur Benutzung — XI**

**Siglenverzeichnis — XIII**

## **Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne**

### **I Überblickskommentar — 3**

- 1 Entstehungsgeschichte und Textgeschichte — 3
- 2 N.s werkspezifische Äußerungen — 8
- 3 Quellen — 9
- 4 Struktur und Konzeption — 14
- 5 Zur Wirkungsgeschichte — 18

### **II Stellenkommentar — 27**

**Drucktext — 65**

**Faksimiles der handschriftlichen Fassungen von WL — 79**

**Bibliographie — 119**

Quellen — 119

Ausgaben von WL — 121

Forschungsliteratur, Dokumente zur Rezeptionsgeschichte, Hilfsmittel  
und allgemeine Literatur — 123

**Sach- und Begriffsregister — 129**

**Namenregister — 135**



## Geleitwort

Der *Historische und kritische Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken* (NK), herausgegeben von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HADW), kommentiert die von Nietzsche selbst publizierten oder zur Publikation vorbereiteten Werke. Entsprechend werden alle von Nietzsche durch Druck autorisierten Schriften behandelt, einschließlich des nur in wenigen Exemplaren ausgefertigten Privatdrucks von *Also sprach Zarathustra* IV sowie der 1888/89 verfassten Werke, die Nietzsche zwar zum Druck ausgearbeitet hat, allerdings nicht mehr selbst zum Druck befördern konnte. In der Allgemeinen Einleitung zu NK ist festgehalten: „Ausgespart bleiben Nietzsches philologische Frühschriften, ebenso die nachgelassenen Schriften der Jahre 1870 bis 1873 mit Ausnahme der intensiv rezipierten kleinen Abhandlung *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*.“ (NK 1/1, S. VIII) Während ein Großteil der im ersten Band der *Kritischen Studienausgabe* von Nietzsches Werken (KSA) edierten nachgelassenen Schriften der Jahre 1870 bis 1873 von Nietzsche wohl nie zur Publikation gedacht war, scheint er eine solche bei *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* (WL) gelegentlich erwogen, wenn auch schließlich verworfen zu haben. In der sprachkritisch orientierten Nietzsche-Rezeption spielt diese kurze Schrift jedoch eine derart zentrale Rolle, dass uns ihre Kommentierung unerlässlich schien.

Wir freuen uns, mit diesem Band den von Sarah Scheibenberger während ihrer Tätigkeit an unserer Forschungsstelle verfassten, später noch einmal gründlich revidierten Kommentar zu WL vorlegen zu können und danken allen, die die Realisierung ermöglicht haben, namentlich Jochen Schmidt, der Sarah Scheibenbergers Arbeit unmittelbar betreut hat, Gerd Theißen, dem Vorsitzenden der Kommission Nietzsche-Kommentar, Bernd Schneidmüller, dem Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse der HADW, Cornelius Dommel, dem Geschäftsführer, sowie Marion Freerk, der Wissenschaftlichen Koordinatorin der HADW. Der Kommentar zu WL kann der Diskussion um diese rätselhafte Schrift eine neue Grundlage geben.

Katharina Grätz

Sebastian Kaufmann

Andreas Urs Sommer

Forschungsstelle Nietzsche-Kommentar der HADW



## Vorwort zu NK 1/3

Eine philosophische Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsches *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* (1873) zu unternehmen heißt, sich mit einer der – ungeachtet ihrer Kürze – wichtigsten und reichsten Schriften zu konfrontieren, die Nietzsche der abendländischen Philosophie hinterlassen hat. Das Studium dieser Frühschrift Nietzsches setzt ferner die Vertiefung und Ergründung eines entscheidenden Segmentes der Geschichte der Philosophie und der Literatur voraus, nämlich der Sprachkrise im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert (vgl. exemplarisch Kiesel 2004, 177–231). Die Komplexität und Intensität dieses Phänomens, das nicht nur verschiedenste philosophische und literarische Diskurse durchzogen hat, vermag das Studium allein von *Ueber Wahrheit und Lüge* sicherlich nicht wiederzugeben. Und doch, gerade durch *Ueber Wahrheit und Lüge* lässt sich ein Weg nachzeichnen, der 1873 seinen Anfang nimmt und – zwar nicht streng linear, deshalb aber nicht ohne Kontinuitäten – bis zu gegenwärtigen Reflexionen reicht, in welcher Form auch immer diese sich manifestieren.

*Ueber Wahrheit und Lüge* darf aus dieser Perspektive keinesfalls als eine Schrift zweiten Ranges betrachtet werden. Im Gegenteil: Es ist, als ob gerade die Zurückhaltung und Randständigkeit, die die Entstehung und Überlieferung von *Ueber Wahrheit und Lüge* kennzeichnen, diese Schrift im Verlauf der Jahrzehnte und im Wechsel der Jahrhunderte zu einer Art Dispositiv haben werden lassen, das sich immer neuen Interpretationen, Aktualisierungen und Distanznahmen aussetzt. Ihre entschieden *nicht-fachwissenschaftliche* Natur macht diese Schrift, wenn nicht zu einer Vergleichsgröße, so doch zu einem bedeutenden Bezugspunkt für verschiedene – fachwissenschaftliche – Bereiche der Philosophie, der Ästhetik, der Sprach- und der Moralphilosophie. Es ist daher kein Zufall, dass die auf den folgenden Seiten dokumentierte Rezeption von *Ueber Wahrheit und Lüge* einen Fächer von Autoren und philosophischen Werken in Betracht nimmt, der recht heterogen ist und sich nur schwer zu einer nahtlosen Einheit zusammenfügen lässt. *Ueber Wahrheit und Lüge* zeichnet aus, was auch für andere Texte Nietzsches gilt: eine multilineare Struktur und die Fähigkeit, im Inneren der Schrift zahlreiche Ausstrahlungszentren zusammenzuhalten.

Wer sich eingehender mit *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* auseinandersetzen möchte, sieht sich daher einer dreifachen Schwierigkeit gegenüber. Denn wie der Versuch unternommen werden muss, die Pluralität der Quellen, mittels derer Nietzsche sein Denken entwickelt, zusammenzubringen, sind auch die verschiedenen Dimensionen des Textes und die vielfältigen Rezeptionen, zu denen er Anlass geboten hat und bietet, zu bündeln.

All dies scheint Teil der radikal *unzeitgemäßen* Natur von Nietzsches Denken zu sein (vgl. Agamben 2009, 19–32, bes. 19–21, u. NK 1/2). Das Bestehen in diesem ‚Bereits-Noch nicht‘, das sich, wie Giorgio Agamben sagen würde, in einer fortwährenden Bedeutungsverschiebung und Aktualisierung behauptet, ist das ontologische Charakteristikum von *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*. Diese Bewegung von Singularisierung und Pluralisierung, welche sich aus der ambivalenten Unzeitgemäßheit dieser Schrift ergibt, versucht Nietzsche autoreflexiv in ein vielschichtiges, aporetisches (mit einem Wort: ästhetisches) Terrain einzubetten: in die Metapher.

\*

Für sein unschätzbare Vertrauen und sein wissenschaftliches Vorbild schulde ich Prof. Dr. Jochen Schmidt ganz besonderen Dank. Bedanken will ich mich ferner bei Prof. Dr. Andreas Urs Sommer, dem Forschungsstellenleiter des *Nietzsche-Kommentars*, für seine aufmerksame Lektüre, die entscheidenden Hinweise und nicht zuletzt für die Ermöglichung dieser Publikation. Bei Prof. Dr. Gerd Theißen, dem Vorsitzenden der Wissenschaftlichen Kommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften für den *Nietzsche-Kommentar*, bedanke ich mich für das Interesse an meiner Arbeit, die wichtigen Anregungen sowie für die Aufnahme des Kommentars in die Reihe des *Nietzsche-Kommentars*. Für seine Unterstützung danke ich ferner Prof. Dr. Dirk Oschmann, meinem Dissertationsbetreuer, der mich zur Fertigstellung dieser Arbeit ermutigt hat. Mein Dank gilt überdies Prof. Dr. Katharina Grätz und Dr. Sebastian Kaufmann, ohne deren Initiative dieser Text wohl zu keinem Abschluss gekommen wäre. Prof. Dr. Francesco Tomatis, dem Verfasser einer kommentierten Übersetzung von WL ins Italienische, danke ich für den offenen Austausch über Nietzsches Schrift und ihre Abgründe. Für wichtige Hinweise bedanke ich mich ferner bei Prof. Dr. Barbara Neymeyr, Dr. Sven Thorsten Kilian und vor allem bei Dr. Luca Viglialoro. Nicht zuletzt sei dem Goethe- und Schiller-Archiv Weimar für die Möglichkeit gedankt, im Rahmen dieses Kommentars die Faksimiles der verschiedenen handschriftlichen Fassungen von *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* (aus GSA 71/112 und 71/228) das erste Mal vollständig abzudrucken.

Sarah Scheibenberger

## Hinweise zur Benutzung

Der Aufbau des Kommentars zu jeder einzelnen Schrift ist gleich: Ein *Überblickskommentar* klärt grundlegende Fragen zur Entstehung, zu den Quellen, zu Konzeption und Struktur des jeweiligen Werkes und zu seiner Wirkungsgeschichte. Der *Einzelstellenkommentar* ist lemmatisiert und beginnt mit der Seiten- und Zeilenangabe der jeweils zu kommentierenden Stelle nach dem entsprechenden Band der *Kritischen Studienausgabe* (KSA), darauf folgen das Text-Zitat in Kursivschrift und dann der Kommentar. Die KSA-Bandnummer entspricht der Bandnummer des Kommentars. Nietzsches Name wird mit N. abgekürzt.

Querverweise auf Lemmata innerhalb eines Werk-Kommentars werden mit dem Kürzel NK (für Nietzsche-Kommentar) ohne Bandangabe mit Seiten- und Zeilenangaben nach dem jeweiligen KSA-Band angezeigt (z. B. innerhalb des Kommentars zu WL: NK 877, 5–9). Den Querverweisen auf Lemmata in anderen Kommentaren ist die jeweilige Bandnummer der KSA beigelegt, dann folgen wie bei den Verweisen innerhalb eines Kommentars die KSA-Seiten- und Zeilenangaben (z. B.: NK KSA 6, 339, 9–21). Wird hingegen auf eine Textpassage statt auf ein einzelnes Lemma in einem anderen Kommentarband verwiesen, werden die Band- und Teilbandnummer sowie – mit „S.“ verdeutlicht – die Seitenzahlen innerhalb dieses Bandes angegeben (z. B. NK 6/1, S. 275–280)

N.s Werke werden ebenso wie andere häufig zitierte Quellen nach dem jedem Band beigegebenen Siglenverzeichnis gekennzeichnet. Notate aus dem Nachlass sind mit der in KGW/KSA fixierten Nummer versehen, nach dem Schema: NL Jahr, KSA-Band, Fragmentnummer, KSA-Seitenzahl, ggf. KSA-Zeilenzahl (z. B.: NL 1888, KSA 13, 22[28], 597, 5–8). Briefe werden zitiert: X. an Y., Datum, KSB- und KGB-Band, Briefnummer (mit Nr.), Seitenzahl (mit S.), ggf. Zeilenzahl (z. B.: N. an Franziska N., 22. 8. 1888, KSB 8/KGB III/5, Nr. 1093, S. 395, Z. 4). Um trotz der Zahlenhäufung klare Zuordnungen zu ermöglichen, werden bei den Briefen die Abkürzungen „Nr.“, „S.“ und „Z.“ beibehalten.

Soweit Forschungsliteratur und Quellen aus Platzgründen nur abgekürzt (Autornachname Erscheinungsjahr, Seite) zitiert werden, ist im Literaturverzeichnis am Ende jedes Teilbandes der jeweilige Titel leicht zu identifizieren. Jeder Teilband enthält überdies ein Namen- und Sachregister.



# Siglenverzeichnis

- AA Kant, Immanuel: Gesammelte Schriften, hg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1900 ff.
- AC Nietzsche, Friedrich: Der Antichrist. Fluch auf das Christenthum [1888], in: KSA 6, S. 165–254.
- CBT Friedrich Nietzsche. Chronik in Bildern und Texten. Im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik zusammengestellt von Raymond J. Benders und Stephan Oettermann unter Mitarbeit von Hauke Reich und Sibylle Spiegel, München/Wien 2000.
- CV Nietzsche, Friedrich: Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern, in: KSA 1, S. 753–792.
- DFGA Nietzsche, Friedrich: Digitale Faksimile Gesamtausgabe nach den Originalmanuskripten und Originaldrucken der Bestände der Klassik Stiftung Weimar, hg. von Paolo D'Iorio, unter <http://www.nietzschesource.org/facsimiles/DFGA>.
- FW Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienza“) [1882/87], in: KSA 3, S. 343–651.
- GD Nietzsche, Friedrich: Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophirt [1888], in: KSA 6, S. 55–161.
- GM Nietzsche, Friedrich: Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift [1887], in: KSA 5, S. 245–412.
- GoA Nietzsche's Werke, 19 Bde. u. 1 Registerbd., Leipzig 1894 ff. [Großoktav-Ausgabe].
- GoAK Nietzsche's Werke, Leipzig 1894–1897 [Großoktav-Ausgabe, soweit von Fritz Koegel ediert].
- GSA Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.
- GT Nietzsche, Friedrich: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik [1872], in: KSA 1, S. 9–156.
- JGB Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft [1886], in: KSA 5, S. 9–243.
- KGB Nietzsche, Friedrich: Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/New York 1975 ff.
- KGW Nietzsche, Friedrich: Werke. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/New York 1967 ff.
- KoA Nietzsche's Werke, 16 Bde., Leipzig 1899 ff. [Kleinoktav-Ausgabe].
- Kr I–IV Krummel, Richard Frank: Nietzsche und der deutsche Geist. Ausbreitung und Wirkung des Nietzscheschen Werkes im deutschen Sprachraum bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

- Ein Schrifttumsverzeichnis der Jahre 1867–1945, 4 Bde., Berlin/  
New York 1998–2006.
- KSA Nietzsche, Friedrich: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe  
in 15 Einzelbänden, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari,  
3. Auflage, München/Berlin/New York 1999.
- KSA 14 Colli, Giorgio/Montinari, Mazzino: Friedrich Nietzsche.  
Kommentar zu den Bänden 1–13 [der KSA].
- KSB Nietzsche, Friedrich: Sämtliche Briefe. Kritische Studienausgabe  
in 8 Bänden, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, 2.  
Auflage, München/Berlin/New York 2003.
- MA I–II Nietzsche, Friedrich: Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch  
für freie Geister [1878/86] = KSA 2.
- Mp ... Mappensignaturen in N.s Nachlass (Goethe-Schiller-Archiv,  
Weimar).
- Mp XII 4 Mappe loser Blätter in GSA 71/228, enthält Rs und Rs<sup>+</sup>.
- NK Der vorliegende Nietzsche-Kommentar. Querverweise innerhalb  
eines Werk-Kommentars werden mit dem Kürzel NK ohne  
Bandangabe angezeigt. Den Querverweisen auf andere  
Kommentare ist die jeweilige Bandnummer der KSA beigefügt,  
dann folgen wie bei den Verweisen innerhalb eines Kommentars  
die KSA-Seiten- und Zeilenangaben.
- NL Nietzsche, Friedrich: Nachlass, zitiert nach KSA oder KGW.
- NLex<sup>2</sup> Niemeyer, Christian (Hg.): Nietzsche-Lexikon, 2. durchgesehene  
und erweiterte Auflage, Darmstadt 2011.
- NO Nietzsche Online, [http://www.degruyter.com/databasecontent?  
dbid=nietzsche&dbsource=%2Fdb%2Fnietzsche](http://www.degruyter.com/databasecontent?dbid=nietzsche&dbsource=%2Fdb%2Fnietzsche)  
(Stand 14. 03. 2016).
- NPB Campioni, Giuliano/D'Iorio, Paolo/Fornari, Maria Cristina/  
Fronterotta, Francesco/Orsucci, Andrea (Hg.), unter Mitarbeit von  
Müller-Buck, Renate: Nietzsches persönliche Bibliothek, Berlin/  
New York 2003.
- PHG Nietzsche, Friedrich: Die Philosophie im tragischen Zeitalter der  
Griechen [1873], in: KSA 1, S. 799–872.
- Rs N.s (erste?) Niederschrift von WL in Mp XII 4 (in GSA 71/228).
- Rs<sup>+</sup> Fragment von N.s Reinschrift von WL in Mp XII 4 (in GSA 71/  
228).
- RsG Gersdorffs Reinschrift von WL im Großoktavheft U II 2 (in GSA  
71/112).
- RsGN N.s Korrekturen in RsG.
- SK Gerber, Gustav: Die Sprache als Kunst, 2 Bde., Bromberg 1871–  
1874.

- ST Nietzsche, Friedrich: Socrates und die Tragoedie, in: KSA 1, S. 533–549.
- TA Nietzsche's Werke. Taschen-Ausgabe, 10 Bde., Leipzig 1906 ff.  
U II 2 Großoktavheft in GSA 71/112, enthält RsG.
- UB I DS Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemässe Betrachtungen. Erstes Stück: David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller [1873], in: KSA 1, S. 157–242.
- UB II HL Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemässe Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben [1874], in: KSA 1, S. 243–334.
- WL Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne [1873], in: KSA 1, S. 873–890.
- WL 1 WL, KSA 1, 875, 1–886, 14.
- WL 2 WL, KSA 1, 886, 15–890, 14.
- WWV Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung, hg. von Julius Frauenstädt, 2 Bde., Leipzig 1873.
- Za Nietzsche, Friedrich: Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen [1883/85] = KSA 4.



**Ueber Wahrheit und Lüge  
im aussermoralischen Sinne**



# I Überblickskommentar

## 1 Entstehungsgeschichte und Textgeschichte

Die Entstehung von *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, so ließe sich pointiert formulieren, stand im Zeichen von N.s Augenleiden und der Freundschaft. Seine „Augen (die widerspenstigen! gefährlichen und gefährdeten!)“ (N. an Gustav Krug, 21. 9. 1873, KSB 4/KGB II/3, Nr. 314, S. 159) machten N. das Lesen und Schreiben ab Anfang 1873 für die Dauer eines Jahres schwer und zwangen ihn, die Hilfe auch seines Freundes Carl von Gersdorff in Anspruch zu nehmen. Gersdorff stand ihm als Schreibkraft für die literarische Produktion und Korrespondenz ab Mitte Mai bis zu seiner Rückkehr nach Italien Mitte September zur Verfügung und war, wie N. rückblickend an Wagner schreibt, in dieser Zeit „meine rechte Hand und mein linkes Auge“ (N. an Richard Wagner, 18. 9. 1873, KSB 4/KGB II/3, Nr. 313, S. 157). Zur selben Zeit machte N. in Basel durch Heinrich Romundt die Bekanntschaft Paul Rées, der gemeinsam mit Gersdorff N.s Vorlesung über die vorplatonischen Philosophen hörte, bei deren Vorbereitung Gersdorff dem augenkranken N. half. Eines der Gesprächsthemen der Sommermonate ist unter den Freunden in Basel, das zu einer Art Trutzburg der sich allmählich isolierenden jungen Wissenschaftler geworden war, die Streitschrift *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie* von N.s Hausgenossen Franz Overbeck, die zeitgleich mit der ersten *Unzeitgemässen Betrachtung* dank Wagners Vermittlung, wie schon N.s Tragödienschrift, im Sommer bei dessen Verleger Fritsch in Leipzig erscheint. „Basel sei vulcanisch geworden“ (N. an Erwin Rohde, 5. 5. 1873, KSB 4/KGB II/3, Nr. 307, S. 149), schreibt N. mit Blick auf die zu erwartenden Reaktionen auf seine ‚Straussiade‘ und Overbecks Brandschrift verschwörerisch an Erwin Rohde. Das Druckmanuskript von UB I diktierte N. zusammen mit WL wohl im Juni desselben Jahres in Basel an Gersdorff. N.s Diktat von WL lagen frühere Aufzeichnungen aus dem Sommer 1872 und Vorfassungen aus dem Winter 1872/1873 zugrunde, darüber hinaus lassen sich WL vorbereitende Gedanken in verschiedenen Kontexten nachweisen. Am 12. Juli ziehen sich N. und Gersdorff N.s zunehmender Augenprobleme wegen für einen Monat nach Flims in Graubünden zurück, wo später auch Romundt und N.s Schwester Elisabeth dazustoßen (vgl. KGW II 7/2, 174–176 u. KSA 14, 113 u. KSA 15, 50; vgl. Gersdorff 1937, 11–17 u. 111–113; vgl. Janz 1978, 494, 503, 539–540 u. CBT, 292–299).

Der in der Sekundärliteratur zu WL oft nicht näher erläuterte Hinweis, N. habe Gersdorff WL in die Feder diktiert, kann den Eindruck vermitteln, es habe sich hier um ein Diktat aus dem Stegreif gehandelt. Ein Blick auf die Manuskriptlage (KGW III 5/2, 1301–1302 u. 1365–1366) und auf die im KGW-Nachbe-

richt (KGW III 5/1, 895–912) detailliert angeführten Abweichungen der verschiedenen Textzeugen ergeben ein differenzierteres Bild. Tatsächlich liegt mit N.s Handschrift Rs (vgl. Abb. 1–6) aus der Blätter-Sammlung Mp XII 4 (aus dem Bestand GSA 71/228) ein erster Vorentwurf vor, der, zunächst abgesehen von den einzelnen Textabweichungen, hinsichtlich Struktur und Umfang der auf den ersten Seiten des Großoktavhefts U II 2 (GSA 71/112) niedergeschriebenen Reinschrift von Gersdorffs Hand (RsG, vgl. Abb. 8–39) entspricht, die Colli und Montinari als Vorlage des edierten Textes diente. Mit der Manuskriptseite Rs<sup>+</sup> (auch in Mp XII 4 enthalten, vgl. Abb. 7) ist zudem eine saubere und von Korrekturen freie Reinschrift von N.s Hand überliefert, die den ersten Seiten der KSA-Fassung entspricht (875, 2–877, 16) und vermuten lässt, N. habe mit einer Reinschrift von WL begonnen, diese dann aber – wahrscheinlich seiner Augenprobleme wegen – abgebrochen. Dafür würde sprechen, dass Rs<sup>+</sup> die erste voll beschriebene Seite eines Doppelbogens ist, dessen zweite und dritte Seite unbeschrieben sind (auf der vierten und letzten Seite finden sich WL nicht zugehörige Notizen, vgl. KGW III 5/2, 1302) – vorausgesetzt, N. hat in diesem Fall den Bogen von vorne nach hinten beschrieben. Im Vergleich mit dem entsprechenden Blatt von Rs (entspricht 875, 2–877, 33) ist Rs<sup>+</sup> näher an dem diktierten Text von RsG. Offenbar orientierten sich N. und Gersdorff für das Diktat der ersten Seiten von WL also an Rs<sup>+</sup> und zogen dann Rs heran (beide Manuskripte sind einsehbar in DFGA). In RsG sind von N.s Hand einige wenige nachträgliche Korrekturen eingefügt (RsGN), auf der mit dem in Rs und Rs<sup>+</sup> fehlenden Titel *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* beschriebenen ersten Seite findet sich der mit roter Tinte geschriebene Vermerk, die Abschrift des Textes sei durch Gersdorff erfolgt.

Die Vorlage des edierten Textes der KSA bzw. KGW stellte RsG (bzw. RsGN) dar, ediert wurde aber unter Berücksichtigung der früheren Textvarianten Rs und Rs<sup>+</sup>. Diesen folgt der edierte Text v. a. in der, in RsG oft fehlenden, Kommasetzung, in der Orthographie und Kasuswahl sowie in einer früheren ausführlicheren Variante einer Textpassage (vgl. NK 877, 13–15). Zwei bemerkenswerte längere Textpassagen aus Rs wurden – wohl ihres Entwurfscharakters wegen und zur Wahrung der ‚Autonomie‘ von WL (vgl. NK 886, 14 u. NK 890, 14) – nur in den kritischen Apparat (KGW III 5/1, 907 u. 912) bzw. den Kommentar (KSA 14, 114) aufgenommen. Die zahlreichen Ausrufezeichen und v. a. Anführungszeichen in Rs (und Rs<sup>+</sup>), die N.s erstem handschriftlichen Entwurf einen selbstreflexiveren Charakter verleihen und in der späteren diktierten Reinschrift RsG oft fehlen, wurden in den meisten Fällen nicht in den edierten Text übernommen (außer im Falle des Wortes „Selbstbewusstsein“, vgl. NK 877, 5–9). Da es von WL keine von N.s ‚letzter Hand‘ für eine Drucklegung autorisierte Textgestalt gibt, und ferner einzelne Schreibweisen verschiedene inhaltliche

Relevanz besitzen, sieht man sich also immer wieder auch auf den Vergleich von Varianten verwiesen. Im Folgenden werden nur die inhaltlich besonders relevanten Abweichungen der Varianten besprochen. Für eine akribische Dokumentation aller Varianten zu WL sei auf den kritischen Apparat verwiesen (KGW III 5/1, 895–912).

Zunächst „geheim“ (MA II Vorrede 1, KSA 2, 370, 17) gehalten, erscheint WL erstmals im November 1895 (nach Kr I, 373; vgl. auch Overbeck/Köselitz 1998, 414 u. 738–739) zusammen mit *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen* im Rahmen der (auf 1896 vordatierten) dritten Gesamtausgabe (GoAK Abt. 2, Bd. 10: „Schriften und Entwürfe 1872–1876“). Gersdorff, dem N.s Schwester die beiden Nachlassbände IX und X zukommen lassen hatte, antwortet dieser – wohl mit Blick auf die besonderen Umstände der Entstehung von WL – Anfang Dezember 1895: „Mich muten diese Schriften eigentümlich an, weil ich vieles davon habe entstehen sehen. Sie sind ein herrliches Zeugnis der gründlichen, tiefensten Art Ihres Bruders, zu arbeiten und zu denken und gewähren einen Einblick in die Werkstatt seines Geistes“ (Gersdorff 1937, 74). Erwähnenswert ist, dass WL in dieser von Fritz Koegel besorgten Ausgabe als „Fragment“ präsentiert und von verschiedenen „Gedanken und Entwürfen“, Variationen auf die Themen Wahrheit und Erkenntnis, flankiert wird. WL ist hier noch in drei Kapitel eingeteilt: Die zentrale Frage „Was ist also Wahrheit?“ (880, 30) leitet ein zweites Kapitel ein, das dritte Kapitel entspricht dem zweiten der KSA. Koegel orientiert sich mit dieser Einteilung offenbar an den in N.s erster Niederschrift (Rs), die er als Druckvorlage heranzieht, eingezeichneten Nummerierungen (vor „Was ist also Wahrheit?“ notiert N. „4.“, vor dem ersten Satz, der die KSA-Fassung einleitet, ein „3.“). Koegel weist im Nachbericht ausdrücklich darauf hin, dass die Entwürfe zu WL eigentlich zu N.s umfangreichen Vorarbeiten zu der ursprünglich als „Philosophenbuch“ angelegten Schrift PHG vom Frühjahr 1873 gehörten, dann aber ausgegliedert wurden. 1903 erscheint WL das zweite Mal, auch hier verbunden mit Plänen und Studien zum „Philosophenbuch“ (GoA und KoA Abt. 2, Bd. 10: „Nachgelassene Werke aus den Jahren 1872/73–1875/76“). Ein drittes Mal erscheint WL in der von Elisabeth Förster-Nietzsche veranstalteten Ausgabe von 1906, wobei WL jetzt dem GT zugehörigen „Nachlaß 1869–1873“ zugerechnet wird. In den folgenden Ausgaben wird WL gemeinsam mit den *Unzeitgemäßen*, als GT zugehörige Frühschrift, unter den Nachgelassenen Fragmenten oder mit der Schrift *Über das Pathos der Wahrheit* herausgegeben (vgl. die „Ausgaben von WL“ in der Bibliographie). WL erhält so stärker den Charakter einer selbstständigeren Schrift, als das in den ersten Ausgaben noch der Fall war, die WL vornehmlich als ursprünglichen Bestandteil des „Philosophenbuchs“ vorstellten. Als „Jahresgabe“ des Nietzsche-Archivs erscheint WL erstmals 1929 in monographischer Form.

Ein Blick in die das sogenannte „Philosophenbuch“ vorbereitenden Notate vom Sommer 1872 zeigt, wie eng das in WL zentrale Thema „Wahrheit und Lüge“ zunächst mit N.s Reflexionen zu den „vorplatonischen Philosophen“ verflochten war und zu dem Entwurf eines „Philosophen-Künstlers“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[39], 431, 12–13) hinführte. Bei den Vorplatonikern macht N. einzeltypische Denk- und Lebensformen aus, die auf „lauter Übertragungen des Menschen auf die Natur“ (KSA 7, 19[134], 462, 8–9) basieren. Deren ästhetische und damit veritative Dimension gehe mit Sokrates verloren. Anhand der Notizen der Fragmentgruppe 19 (Heft P I 20b, Sommer 1872 – Anfang 1873) lässt sich die ursprüngliche Verbindung zwischen WL und PHG, der unvollständig gebliebenen und erst aus dem Nachlass veröffentlichten Schrift, nachvollziehen. So scheinen die in den Nachlassfragmenten entwickelten Gedanken über den Wert von Wahrheit und Lüge, die z. T. wörtlich in WL eingingen, als eine „Einleitung über Wahrheit und Lüge“ (KSA 7, 19[191], 478, 24) für eine „Geschichte der griechischen Philosophie“ (KSA 7, 19[190], 478, 12) konzipiert gewesen zu sein. Für die WL-affine „Einleitung“ skizziert N. erste Titellentwürfe: „Einleitung über Wahrheit und Lüge. 1. Das Pathos der Wahrheit. 2. Die Genesis der Wahrheit. 3. – – –“ (KSA 7, 19[191], 478, 24–27). N.s Gedanken über Wahrheit und Lüge drohten aber vermutlich den Rahmen einer philosophisch-geschichtlichen Darstellung der griechischen Philosophie und die damit verbundenen kulturkritischen Reflexionen über die Stellung des Philosophen zu sprengen und wurden daher ausgegliedert. Unter dem Titel „Der letzte Philosoph“ fasste N. einen letzten nicht ausgeführten Plan zur Darstellung der vorplatonischen Philosophen, wobei die Themen Wahrheit und Illusion, Philosophie und Wissenschaft u. a. in Auseinandersetzung mit Positionen Kants und Schopenhauers behandelt werden.

Ein frühes Zeugnis für den auch WL grundierenden Kritizismus N.s liegt schon mit dem sog. Teleologie-Fragment von April/Mai 1868 vor, in welchem sich N. mit Kants dritter Kritik auseinandersetzt. N.s Kant-Studium wird begleitet von der Lektüre v. a. von Friedrich Albert Langes *Geschichte des Materialismus* und Kuno Fischers *Geschichte der neuern Philosophie* (vgl. Gentili 2010, 111). Anhand des Motivs des äußeren Zwecks der Natur etwa sucht N. zu beweisen, wie durch metaphysische Annahmen die von den Wissenschaften behauptete „strenge Nothwendigkeit fortwährend unterbrochen wird“ (KGW I/4, 62[18], 555). Die Wissenschaften verraten deshalb – dieser Gedanke liegt auch der in WL formulierten Wissenschaftskritik zugrunde – ihr metaphorisches Wesen zwangsweise selbst (vgl. NK 885, 17–19).

N.s kritische Auseinandersetzung mit den Wissenschaften hat zunächst besonders die Methoden der Philologen seiner Zeit zum Gegenstand, die er in GT spöttisch als „naturhistorische Sprachmikroskopiker“ charakterisiert (GT 20,

KSA 1, 130, 13). Bereits in seiner Antrittsvorlesung *Über die Persönlichkeit Homers* (1869), später unter dem Titel *Homer und die klassische Philologie* veröffentlicht, hatte der 24-jährige Altphilologe seine Zukunftsvision einer sich an philosophischen Fragen orientierenden Philologie entworfen, die auch semiotische Aspekte der Sprache behandelt. Immer mehr versucht er im Rahmen der Altertumswissenschaften Fragestellungen zu behandeln, die in den WL vorausgehenden Schriften als zunächst philosophisch-philologische formuliert, in WL dann ein erstes Mal als dezidiert philosophisch-ästhetische entwickelt werden. Zwar hat N. schon in GT, zum Schrecken seiner Fachkollegen, die griechische Tragödie allein als „aesthetische[s] Problem“ zu begreifen versucht und „von jeder philologischen Behandlung der Frage völlig“ abgesehen (N. an Wilhelm Engelmann, 20. 4. 1871, KSB 3/KGB II/1, Nr. 133, S. 194). In WL nun geht es N. darum, die Sprache selbst „unter der Optik des Künstlers zu sehn“ (GT Versuch einer Selbstkritik 2, KSA 1, 14, 10). Statt die „Tiefe der mikroskopischen Welt“ (885, 7) auszuloten, soll der ‚wahrhaftige‘ Wissenschaftler, d. i. der Philosoph, in einer Grundhaltung des Pathos die Einsicht in den unhintergebar metaphorischen Charakter der Sprache nicht nur verschmerzen, sondern dem Leben dienstbar machen. Und auch einer der Leitgedanken der Tragödienschrift, die Konzeption eines apollinischen und dionysischen Prinzips, spiegelt sich in WL im Entwurf des vernünftigen und des intuitiven Menschen, in der Vorstellung von einem rationalen Römertum und einem naturhaften Griechentum als sich komplementär ergänzenden ‚Antiken‘.

Dass N.s sprachtheoretische Reflexionen ihren Weg vom Studium der Alten Sprachen über die Basler Lehrtätigkeit hin zu WL nahmen (vgl. Crawford 1988), belegt zudem die systematisch-historische *Darstellung der antiken Rhetorik* (KGW II/4, 413–502) von 1872/73 (vgl. Stingelin 1996, 93 u. Behler 1998). Im Rahmen dieser Vorlesung, die altphilologische mit sprachphilosophischen Betrachtungen zusammenführt, beschäftigt sich N. das erste Mal, zur Hauptsache in § 3 und § 7, ausführlicher mit den Tropen Metonymie, Synekdoche, vor allem aber mit der Metapher – was ihn erneut vor ein facettenreiches ‚ästhetisches Problem‘ stellt. Besonders der an der Lektüre von Gustav Gerber orientierte § 3 des Vorlesungsskripts, welcher das „Verhältniß des Rhetorischen zur Sprache“ (KGW II/4, 425) behandelt, weist zahlreiche, oft wörtliche Übereinstimmungen mit WL auf. So ist die Generalthese des Paragraphen, „daß die Rhetorik eine Fortbildung der in der Sprache gelegenen Kunstmittel ist“, es folglich „keine unrhetorische ‚Natürlichkeit‘ der Sprache“ (KGW II/4, 425), sondern nur immer Figuration gebe, Gerber entlehnt. Gerbers methodische Trennung zwischen Sprachkunst und Sprachlehre hebt N. allerdings in der Radikalisierung der – wiederum metaphorisch vorgetragenen – These von der grundsätzlichen Rhetorizität der Sprache auf. Diese ist auch hier schon an die kritische Frage nach einer objektiven Wahrheit

geknüpft. In WL führt die Frage „Was ist also Wahrheit?“ (880, 30) zur Metapher als *exemplum* und andeutenden Umschreibung eines allgemeinen Phänomens hin, von dem die Sprache nur einen besonderen Aspekt darstellt (vgl. NK 879, 8–10).

Auch N.s frühe musiktheoretische Überlegungen, die noch im Zeichen der Freundschaft zu Richard Wagner stehen, lassen sich als Vorbereitungen für WL lesen. Bemerkenswert ist hier v. a. ein GT zugehörendes Fragment, welches die Musik als Sprache, die „einer unendlichen Verdeutlichung fähig ist“ (NL 1869/70, KSA 7, 2[10], 47–48), der begrifflichen Sprache entgegenstellt und als Vorbild einer lebendigen tönenden Wortsprache begreift; sprachkritische Reflexionen über das Wort als Symbolisierung von Vorstellungen stellt N. bereits im GT vorbereitenden Fragment NL 1871, KSA 7, 12[1] an (vgl. Hödl 1997, 20–35; vgl. NK 886, 14).

Demselben Gedankenkreis wie WL entstammt überdies die erste Vorrede der *Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern* (CV), die im November entstand und die N. Cosima Wagner Weihnachten 1872 zum Geschenk machte. Der Text mit dem Titel *Über das Pathos der Wahrheit* (CV 1) enthält nahezu wortgetreu die Eingangsfabel von WL und eine weitere Passage (vgl. NK 875, 2–11 u. NK 877, 5–15). Dass N. in seiner ersten Niederschrift von WL ein „3.“ vor die uns als Anfang von WL bekannte Passage notiert, mag damit zu erklären sein, dass er die Fabel CV 1 ausgliedert, wo sich diese noch am Textende befindet.

Wenn auch sicherlich eine innere Kohärenz zwischen den angeführten wissenschaftskritischen, philologischen, philosophischen, sprachgenetischen und musiktheoretischen Skizzen und Studien N.s festgestellt werden kann – der Gedanke der Sprache als einer lebendigen Figuration etwa –, so lassen sich diese letztlich sehr heterogenen Überlegungen doch kaum zu einem systematischen Ganzen zusammenfügen. N. bündelt in WL einzelne theoretische Gedanken verschiedenen Ursprungs zur Generalfrage nach einer dem Menschen zugänglichen Wahrheit. Zugleich collagiert er Bilder und Argumentationsmuster, die er oft wörtlich eigenen wie fremden Texten entnimmt und anhand derer sich eine Art Genealogie von WL nachzeichnen lässt. WL ist also kein plötzlicher genialischer Wurf gewesen.

## 2 N.s werkspezifische Äußerungen

In den Jahren 1886/1887 schreibt N. Vorworte für die Neuauflagen seiner früheren Schriften. In der 1886 verfassten Vorrede zu MA II schreibt N., zum Zeitpunkt der Niederschrift von UB III sei er „schon mitten in der moralistischen Skepsis und Auflösung drin, das heisst ebenso sehr in der Kritik als der Vertiefung alles bisherigen Pessimismus“ gewesen, und er

habe „bereits ‚an gar nichts mehr‘, wie das Volk sagt, auch an Schopenhauer nicht“ geglaubt (MA II Vorrede 1, KSA 2, 370, 12–17). Als beredtes Zeugnis für solche „Skepsis und Auflösung“ führt N. WL als „geheim gehaltenes Schriftstück“ (KSA 2, 370, 17–18) an, das die späteren metaphysikkritischen, ‚außermoralischen‘ Werke inauguriere. Auch während der Arbeit am *Zarathustra* im Sommer/Herbst 1884 begründet N. die Nicht-Veröffentlichung von WL durch die ‚Unzeitgemäßheit‘ der Schrift: „So wie ich über moralische Dinge denke, bin ich zu langem Stillschweigen verurtheilt gewesen. Meine Schriften enthalten diesen und jenen Wink; ich selber stand kühner dazu; schon in meinem 25. Jahre verfaßte ich für mich ein pro memoria ‚über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne‘. [...] Jetzt, wo ich einen freieren Überblick über diese Zeit habe, und Vieles mir erlaube, was ich früher für unerlaubt gehalten hätte, sehe ich keine Gründe mehr, hinter dem Berge zu halten“ (NL 1884, KSA 11, 26[372], 248, 29–249, 9). Zu beantworten bleibt die Frage, weshalb N. zu dem Zeitpunkt, da er sich „einen freieren Überblick“ attestiert, mit der Publikation von WL doch weiterhin „hinter dem Berge“ hält. Vermutlich schätzte er die Schrift gerade nach der Irritation, welche sein Erstlingswerk GT in philologischen Kreisen erregt hatte, als für eine Veröffentlichung ungeeignet ein. Der Vermerk, er habe WL für sich geschrieben, kann auch als bewusstes Spiel mit Werk und Nachlass gedeutet werden, in erster Linie jedoch unterstreicht N. damit den reflexiven und vorläufigen Charakter des Textes.

Auf WL als eine Art private Gedankensammlung mit transitorischem Charakter deutet auch N.s Umgang mit seinen Quellen hin. Denn für sich selbst brauchte er keine Quellen zu belegen, zumal wenn er diese benutzte, um Fragestellungen zu konturieren, die ihn seit Längerem schon beschäftigten. Dass WL keine Fortsetzung im Sinne einer theoretischen Weiterentwicklung der aufgeworfenen Probleme fand, lässt sich mit N.s Unstetigkeit in theoretischen Fragestellungen begründen, die sich auch in den Schriften im Umkreis von WL zeigt. Hier sind zur Hauptsache N.s eigenwillige Kant-Deutungen sowie sein wechselhaftes Verhältnis zu Schopenhauer zu nennen. Die Instabilität besonders von N.s philosophischen Standpunkten lässt sich aber zu einem Teil auch als Inszenierung dessen lesen, was N. in WL im Namen der Wissenschaft für die Philosophie einfordert. Als ‚wahr‘ könne sich diese nämlich nur insofern gerieren, als sie selbstkritisch jeden ihrer Ansätze als heuristischen formuliert und sich als Perspektive unter Perspektiven begreift (vgl. NK 880, 28–29).

### 3 Quellen

Trotz des geringen Umfangs der Schrift lassen sich in WL zahlreiche Spuren von N.s Lektüre anderer Autoren nachweisen. N.s philologische Ausbildung

und sein (oft durch zeitgenössische Literatur vermitteltes) Studium der klassischen Autoren ist als grundsätzliche Vorbereitung seiner sprachkritischen Reflexionen, wie sie in WL erstmals eine Form gewannen, nicht zu unterschätzen. Zudem ähnelt WL in seinen wechselnden Tonlagen verschiedensten zeitgenössischen Stimmen. Die Zahl der von N. rezipierten Autoren aber, in deren Werken sich eine eindeutige Verwandtschaft zu den theoretischen Fragen von WL ausmachen lässt, ist weitgehend überblickbar.

Die einzige Quelle, die N. in WL (neben der Erwähnung Lessings und Chladnis) explizit anführt, ist Pascal. Über das Zitat aus N.s deutscher Pascal-Leseausgabe hinausgehend (vgl. NK 887, 18–24), lässt sich jedoch eine Vielzahl direkter und indirekter Zitate sowie bislang von der Forschung unberücksichtigt gebliebener thematischer Ähnlichkeiten belegen (vgl. NK 875, 2–11, 875, 22–23, 876, 20–24 u. 885, 6–7).

Ihr Hauptaugenmerk legte die Quellenforschung zu WL bislang (seit Lacoue-Labarthe/Nancy 1971) auf das Werk *Die Sprache als Kunst* (2 Bde., Bromberg 1871–1874) des Gymnasialdirektors Gustav Gerber. N. entlieh sich für die Vorbereitung seiner für das Wintersemester 1872/1873 angesetzten Vorlesung *Darstellung der antiken Rhetorik* am 28. September 1872 den ersten Band (im Folgenden mit SK abgekürzt) aus der Basler Universitätsbibliothek. Wie der Einfluss von Gerbers Generalthese, alle Sprache sei wesentlich Rhetorik, auf WL zu bewerten ist, ist in der Forschung allerdings umstritten. Die Positionen reichen von der These, N.s Rhetorik-Vorlesung sowie WL seien mehr oder weniger als Kompilationen Gerberscher Gedanken zu lesen (Meijers/Stingelin 1988), über den Nachweis eines souveränen Transformationsprozesses Gerberscher Gedanken in WL (Kalb 2000, 144–166) bis hin zu der Meinung, Gerbers Bedeutung trete hinter N.s Lektüre vor allem von Schopenhauer, Lange und Hartmann zurück (Crawford 1988). Festzuhalten ist, dass N. in WL Gerbers Nervenreizmodell (vgl. etwa NK 879, 10–13) sowie eine Reihe von Beispielen zur Beschreibung des metaphorischen Charakters der Sprache, aber auch manchen Begriff übernimmt. Zudem lernt er durch Gerber die Tradition der Sprachphilosophie (u. a. W. v. Humboldt, Bopp, Hamann, Herder, Steinthal, Heyse) und die zeitgenössische linguistische Forschung kennen (vgl. Meijers 1988, 376; Most/Fries 1994, 23–25).

Dass die Forschung auch uneins über die Bedeutung von Schopenhauers Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (Leipzig 1819), das N. bereits Ende 1865 als Student las, für seine erkenntnistheoretischen Ansichten ist, liegt zum Teil an N.s oft widerspruchsvoller und durch Wagner beeinflusster Schopenhauer-Rezeption, die in WL etwa am Begriff der Erscheinung offenkundig wird. Für den jungen N. maßgebend ist Schopenhauers Kritik am Rationalismus, sowie der Ausnahme-Status, den dieser der Musik als metaphysischer Kunst zu-

weist. In WL lässt sich Schopenhauers Einfluss deutlich aus N.s Abwertung des Intellekts gegenüber der Triebssphäre sowie aus dem Primat erkennen, den N. der sinnlichen Wahrnehmung gegenüber jedem abstrakten Begriffsbau einräumt (vgl. Crawford 1988). Im Folgenden wird aus N.s Handexemplar von *Die Welt als Wille und Vorstellung* (WWV) zitiert (hg. von J. Frauenstädt, 2 Bde., Leipzig 1873).

Schon die in WL prominente architektonische Metaphorik, etwa die Rede von dem „Vernunft-Bezirk[es]“ (883, 4) oder dem „mathematisch zertheilten Begriffshimmel“ (882, 20–21), deutet auch auf Kant als wichtigen Bezugspunkt hin (zu weiteren möglichen Quellen zum Begriffsfeld vgl. NK 882, 17–23). Aber auch Konzepte wie Form, Erfahrung oder Gesetzmäßigkeit der Natur führen zu Kants *Kritik der reinen Vernunft* und *Kritik der Urteilskraft*, mit denen sich N. auseinandersetzte, wie schon das sog. Teleologie-Fragment von April/Mai 1868 belegt (vgl. NK 885, 17–19). Ausführliche Darstellungen von Kants Philosophie fand N. in der *Geschichte der neuern Philosophie* (Bd. 3 u. 4, Mannheim 1860) von Kuno Fischer, sowie in seinen eigenen Exemplaren von Otto Liebmanns *Kant und die Epigonen. Eine kritische Abhandlung* (Stuttgart 1865) und von Friedrich Ueberwegs 1863–1866 erschienenem *Grundriß der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart* (1. u. 3. Aufl., 3 Bde., Berlin 1866–1867). Argumente gegen Kant konnte N. bei Schopenhauer und Afrikan Spir, besonders aber bei Friedrich Albert Lange finden, der Kants Erkenntnistheorie vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Physiologie liest. Wurde in der Forschung oft angenommen, N. habe Kant nur wenig verstanden und ausschließlich durch Darstellungen kennengelernt, wurde die Relevanz von Kant (und des Kantianismus) für den jungen N. mittlerweile – zu Recht – wiederholt festgestellt (vgl. etwa Stack 1983, 195–223; Clark 1990, 92–93; Hill 2003; Emden 2005, 38–39; Riccardi 2009).

Ein noch im Spätwerk nachweisbarer Einfluss auf die Entwicklung von N.s sprachkritischen Überlegungen ist auch *Georg Christoph Lichtenberg's Vermischten Schriften* (9 Bde., erstmals Göttingen 1800–1806) zuzusprechen. N. las und exzerpierte Lichtenberg, den er vermutlich durch Schopenhauer kennenlernte, zur Zeit der Niederschrift von WL (von Frühjahr bis Herbst 1873; vgl. Stingelin 1996, 92). In Bd. 1 von N.s Handexemplar (8 Bde., Göttingen 1867) finden sich mehrere Lesespuren, anhand derer sich Lichtenbergs theoretische wie stilistische Bedeutung für N. ablesen lässt (vgl. NK 878, 27–29 u. NK 885, 6–7). Lichtenbergs Entwurf einer Philosophie als „Berichtigung des Sprachgebrauchs“ (Lichtenberg 1867, Bd. 1, 79 – N. unterstreicht diese Formel in seiner Ausgabe), deren Anliegen es ist, die Struktur von Denken und vermeintlichem Erkennen als durch die grammatische Struktur der Sprache bedingt auszuweisen, hat N. beeindruckt. Eine solche Begriffskritik, d. i. aber eine kritische

Selbstreflexion der Sprache, kann die Sprache für Lichtenberg wie für N. besonders im Medium der Metapher leisten.

Neben diesen Autoren, die auf N.s sprach- und erkenntnisphilosophische Überlegungen wichtigen Einfluss ausübten, lässt sich eine Reihe an Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen anführen. Sie setzten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts insbesondere mit der Frage auseinander, inwiefern sich die ungerichtete Sinneswahrnehmung mit dem transzendentalen Erkenntnisschema vereinbaren lässt, dem Kant apriorische Geltung zusprach. Zu diesen Autoren gehört Friedrich Albert Lange, der in seiner *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart* (Iserlohn 1866), die N. im Jahr ihres Erscheinens erwarb, später allerdings wieder aus der Hand gab, die unmittelbar nicht einsehbaren Erkenntniskategorien im Organismus verwurzelt. Deshalb könne die Philosophie immer nur spekulieren, d. h. aber, wie N. folgert, nur künstlerisch verfahren. Denn die Unterscheidung zwischen Ding an sich und den Erscheinungen ist für Lange, der hier (unter Berufung auf Ueberweg) Kants kritische Philosophie radikalisiert und auf ihre Stichhaltigkeit hin prüft, die Folge der Organisation der Wahrnehmung der Menschen und außerhalb deren Erfahrung womöglich ohne Bedeutung (vgl. NK 882, 17–23 u. NK 883, 20–21). Nach intensiver Auseinandersetzung in den Jahren 1866–1868, erwirbt N. 1887 oder 1888 eine Neuauflage der *Geschichte des Materialismus* (4. Aufl., Iserlohn/Leipzig 1887) und nimmt, wie die Lesespuren belegen, die Lange-Lektüre erneut auf (vgl. Brobjer 2005, 274; ausführlich NK 6/1 u. NK 6/2). Langes *Geschichte des Materialismus* dient N. auch als ‚Bildspender‘, in WL findet sich eine ganze Reihe von Bildern und Begriffen von Lange wieder, wie z. B.: Fernrohr, Himmelskörper, Vorspiegelung, Scheinwahrheit, Urbilder, Trugbilder, Netz, Zertrümmerung von Idolen, Begriffs-Architektur, Tempel von Begriffen, Begriffsgespenster, Kritik der Begriffe, starre Formen, tote Rubriken, Wahrheit und Irrtum, Kunsttrieb, Sinnesapparat und Abstraktions-Apparat u. a.

Mit Eduard von Hartmanns *Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung* (Berlin 1869), gegen die er sich abwechselnd zustimmend und ablehnend verhält, macht sich N. schon 1869 bekannt. Hartmann versucht die Philosophien Hegels, Schopenhauers und Schellings mit naturwissenschaftlichen Positionen zu verbinden und das Unbewusste als deren gemeinsamen Ursprung aufzuweisen. Im Gegensatz zu Helmholtz und Lange kann nach Hartmann für die unbewusste Wahrnehmung aber kein regelhaftes Fundament behauptet werden, da ein solches Regelwerk wiederum ein seiner selbst bewusstes Subjekt, d. h. aber grammatische Strukturen, voraussetzen müsste – ein Zirkelschluss. „Jedes bewusste menschliche Denken“ ist für Hartmann also nur „mit Hülfe der Sprache möglich“ (Hartmann 1869, 231). Deren gesetzmäßige Genese liege dem Bewusstsein voraus und gründe, wie auch N.

in dem frühen Fragment *Vom Ursprung der Sprache* (1869/1870) formuliert, in einem unbewussten „gemeinsamen Sprachbildungsinstitute der Menschheit“ (Hartmann 1869, 231), einem schöpferischen „Masseninstinct [...], wie er im Leben des Bienenstockes, des Thermiten- und Ameisenhaufens waltet“ (Hartmann 1869, 231; vgl. Gerratana 1988; vgl. NK 875, 5 u. NK 876, 18).

In diesem Zusammenhang ist auch *Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie* (2 Bde., Leipzig 1873) des damals unbekanntes Afrikan Spirs zu nennen, ein Werk, das sich N. gleich nach Erscheinen am 14. März 1873 und in der Folgezeit mehrmals aus der Universitätsbibliothek Basel auslieh. Später kaufte er das Buch (2. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1877). In Auseinandersetzung mit Helmholtz' Wahrnehmungstheorie und den Erkenntnisphilosophien von Kant und Schopenhauer stellt Spir unter dem Titel einer kritischen Philosophie des „Unbedingten“ die These auf, der epistemische Zugang zur Wirklichkeit werde durch die paradoxe Koexistenz von logischen und unlogischen Gründen konstituiert. Schopenhauer und seinem apriorischen Kausalitätsprinzip unterstellt Spir Kritiklosigkeit, während sich Kant in ein Netz von Widersprüchen verstrickt habe (vgl. D'Iorio 1993; Green 2002, 46–53).

Hermann von Helmholtz' sinnesphysiologisches Werk *Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik* (Braunschweig 1863) entlieh sich N. am 9. November 1870 aus der Basler Universitätsbibliothek. N. kam aber vermutlich schon vor der Helmholtz-Lektüre mit dessen Wahrnehmungstheorie in Berührung, die von vielen von N. gelesenen zeitgenössischen Autoren aufgegriffen wurde (so von Lange 1866; oder Hartmann 1869). Kritisch rezipiert er Helmholtz' Theorie der „unbewußten Schlüsse“ (etwa NL 1872/73, KSA 7, 19[107], 454, 11), die unter dem Einfluss von Kants Konzept der Zweckmäßigkeit steht, indem er dieser das Bild willkürlicher Übertragungen entgegen setzt (vgl. NK 878, 5–10; vgl. Reuter 2004, 363).

Auch die Bedeutung des Astrophysikers Johann Carl Friedrich Zöllner für N. und WL wird unterschiedlich bewertet. Zöllners viel diskutiertes Buch *Über die Natur der Cometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntnis* (Leipzig 1870) entlieh N. erstmals am 6. November 1872 und in den folgenden Monaten mehrmals aus der Basler Universitätsbibliothek (2. Aufl., Leipzig 1872). In N.s persönlicher Bibliothek findet sich ein Exemplar der zweiten Auflage ohne Lesespuren. Zöllner stellt in den *Beiträgen* neben astronomisch-physikalischen Überlegungen über die „physische Beschaffenheit der Cometen“ (Zöllner 1872, LXXIII) auch ausführliche „Studien im Gebiete der Psychologie und Erkenntnistheorie“ (Zöllner 1872, LXXXII) an, die unter Bezugnahme auf Schopenhauer und Helmholtz die Apriorität des Kausalitätsgesetzes und die „Theorie der unbewussten Schlüsse“ (Zöllner 1872, XCII) diskutieren (vgl. NK 878, 5–10 u. Orsucci 1994a, 197–200).

Einfluss auf N.s sprachtheoretische Überlegungen hatten außerdem Friedrich Max Müllers *Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache* (2 Bde., Leipzig 1863–1866), die sich N. am 17. November 1869 aus der Basler Universitätsbibliothek entlieh. Müller, Komparatist und Religionshistoriker, entwirft in seinen *Vorlesungen* ein Studium der Sprache, das Aufschlüsse über Wahrnehmungsweisen und kulturelle Konstruktionen geben kann (vgl. NK 884, 23–28). Insofern er Sprache und Denken untrennbar verbunden sieht, ist (in Anlehnung an Kant) eine radikale Sprachkritik für Müller wie schon für Gerber die Bedingung für jede andere Wissenschaft, die sich auf sicherem Fundament wissen will (vgl. Zavatta 2009; zur Metapher bei Müller und N. vgl. schon Schacht 1901, 95–96, vgl. Kr II, 1).

#### 4 Struktur und Konzeption

Wenn das Motivgewebe von WL auch dicht geknüpft ist, so fallen bei näherer Betrachtung immer wieder Nahtstellen im Übergang der Gedanken und im Wechsel der sprachlichen Register auf, die dem Text an mancher Stelle den Charakter einer Collage geben. Die zahlreichen mit WL oft bis in den Wortlaut hinein identischen Nachlass-Notate zeigen, wie N. aus einem Fundus von Gedanken und Argumenten wählt, die er in immer neuen Formulierungen variiert und erprobt. Manches Bild in WL stellt die verdichtete Fassung eines Gedankens dar, dessen Genese sich in den WL begleitenden Notizen nachverfolgen lässt. Das bedeutet jedoch nicht, dass WL als Kondensat allmählich herangereifter, ansonsten aber verstreuter Gedankensplitter zu lesen wäre. WL besitzt eine vielstrebige Architektur, die freilich eine eigene Logik voller doppelter Böden besitzt, Fragen bisweilen ins Leere gehen lässt oder vermeintlich grundlegende Konzepte, wie die Erklärungsschemata der Wissenschaft, als haltlos, nämlich als Spiel der regellosen Übertragungsleistung des Menschen erweist.

Der Text ist in zwei Kapitel gegliedert. Der erste Abschnitt nimmt den weit aus größeren Raum ein und formuliert die Hauptthese, die aus der Schutzbedürftigkeit des Menschen resultierende Sprachgesetzgebung gebe die Gesetze auch der als objektiv geglaubten Wahrheit. Ein zweiter Teil führt aus, wie in Wissenschaft und Kunst trotz aller Konvention ein Wahrheitstrieb und ein metaphorischer Fundamentaltrieb im Menschen ineinandergreifen. Diesen Ausführungen entspricht in der Darstellung eine Verflechtung von kühnen Metaphern und Formeln, die verschiedenen Wissenschaftsbereichen (Sinnesphysiologie, Sprachwissenschaft, Psychologie, evolutionistische Anthropologie) entlehnt sind. Neben dem philosophischen Gehalt des Textes besitzt die Form der Darstellung eine besondere Relevanz und verleiht der Schrift den span-

nungsreichen Charakter eines literarischen Essays. In dieser Hinsicht ist WL stilistisch der *Morgenröthe* oder der *Fröhlichen Wissenschaft* mit ihrer aphoristischen Dichte verwandt. Vom beinahe feuilletonistischen Stil der zeitnah entstehenden *Unzeitgemäßen Betrachtungen* unterscheidet sich der Duktus von WL, zumal N. als Autor in WL stärker hinter den Text zurücktritt. Wenn die vordergründige Struktur von WL sich *breviter* nachvollziehen lässt, bedarf der Inhalt dieser Schrift doch einer genaueren Analyse, welche mittelbar Licht auch auf die Struktur des Textes zu werfen vermag.

Schon in Titel und Eingangsfabel von WL ist die hier erstmals in einen theoretischen Diskurs eingebettete Frage nach der objektiven Wahrheit *in nuce* angelegt. Indem N. der Fabel von den „klugen Thieren“ (875, 7) in einem kommentierenden Zusatz attestiert, sie könne die Beschaffenheit des menschlichen Intellekts nicht hinreichend illustrieren, engt er gleich zu Beginn von WL die Frage nach der Erkenntniskraft des Intellekts auf die Referentialität des (künstlerischen) Sprachbildes ein. Da sich die literarische Form der Fabel als „nicht genügend“ (875, 8–9) erweist, das Wesen des Intellekts zu bestimmen, bemüht N. evolutionistische Begriffe, um das dem Überleben dienende Merkmal des Intellekts als Täuschung zu bestimmen. Die Evolutionsgeschichte des Intellekts gerät N. aber zur Ursprungsgeschichte der Sprache. Bereits hier deutet er an, dass der in einem grausamen Naturzustand gründende Sprachtrieb mit einem „Trieb zur Wahrheit“ (876, 27–28) zu tun hat, der gleichfalls eine existenziale Dimension besitzt. Der „Contrast von Wahrheit und Lüge“ (877, 30) wird durch die Sprachgesetzgebung bedingt, die Lüge definiert sich durch Negation, durch Missachtung der sprachlichen Konvention, damit aber zugleich als Verstoß gegen das menschliche Bewusstsein, das sich wesentlich auf die Fixierung von Sprachzeichen gründet. N. spannt in WL zwischen dem Bild von einem überindividuellen „Bewusstseinszimmer“ (877, 11) und den somatischen Abgründen, die dem Menschen notwendig verborgen bleiben, eine vertikale Dimension auf, deren Ausmaße er in drastischen physiologischen Bildern auslotet. Die Genese der Sprache erläutert ein physikalisch-kausales Schema, das die Allgemeinbegriffe als logisches Resultat individueller körperlicher Eindrücke auffasst (zu Gerbers Nervenreizmodell vgl. NK 879, 10–13). Diese Übertragungsvorgänge interpretiert N. als willkürlich verfahrenende Metaphern, wodurch er der Sprache einen rhetorischen Charakter zuschreibt, d. h. eine Analogie zwischen der rhetorischen Trope und grundlegenden Operationen der Sprachentstehung stiftet. Damit kann sie aber nicht „der adäquate Ausdruck aller Realitäten“ (878, 15–16) sein, ja die Adäquationstheorie selbst erweist sich wie die Unterscheidung zwischen Wahrheit und Lüge als Fiktion der Sprache. Schon hier wird deutlich, dass die Sprache in der Nichteinholbarkeit ihres künstlerischen Charakters N. in WL als formales *exemplum* für ein Leben kon-

stituierendes Phänomen dient, dem die Sprache allerdings strukturanalog ist und für das sie gewissermaßen metaphorisch eintritt.

Zu den Strukturprinzipien der Sprache gehört aber ein allmähliches Abgleiten ihrer Metaphorizität in die „Unbewusstheit“ (881, 13–14), ja erst aus dem Vergessen der originären Metaphern im Laufe des allgemeinen Sprachgebrauchs resultiert für N. der Wahrheitstrieb. Dieser steigert sich als „Gefühl der Wahrheit“ (881, 14–15) durch ein fortgesetztes Hypostasieren der Begriffe zu einem lebensfeindlichen intellektuellen Erkenntnistrieb. Die Bildung der Begriffe beschreibt N. hier mit architektonischen Bildern, die sich auf den folgenden Seiten zu „in's Ungeheure aufgethürmte[n]“ (886, 22–23) Metaphern auswachsen und derart zu einem „Zertrümmern und Verhöhnern der alten Begriffsschranken“ (889, 4–5) hinführen, wie N. gegen Ende von WL das Treiben des intuitiven Menschen bestimmt. Besonders die Wissenschaft (das ist für N. aber zugleich die Philosophie) stellt der Text als hochmütige Konstrukteurin dar. Für ihre abstrakten Begriffsbauten, über deren Selbstreferenzialität sie sich hinwegtäuscht, behauptet sie gar eine Existenz außerhalb der Vorstellung und den Begriffen entsprechende Wesenheiten (vgl. NK 880, 19). Die Vorstellung von einer Welt der Oberfläche und einem dem intellektuellen Zugriff entzogenen Urgrund ist für N. eine einer Welt der Oberfläche zugehörige Metapher, welche diese zugleich als von einem fließenden Untergrund verschiedene erst konstituiert – eine Art ‚Umkehrung‘ des Platonismus *ante litteram*. Eben darin besteht für N. aber die besondere Leistung der Sprache, dass sie ihre eigenen unbewussten (ästhetischen) Voraussetzungen, wenn nicht aufdecken oder gar aufheben, so doch problematisieren kann, wozu ihr freilich nur wieder Metaphern zur Verfügung stehen. N. selbst betreibt diese Problematisierung in WL mit einer subversiv die Dynamik des Textes erzeugenden Bildvernetzung und mit der Metaphorik des Flüssigen und Beweglichen.

Die Ambivalenz der Sprache ist im Besonderen abzulesen an der (metaphorischen) Unterscheidung zwischen Wort und Begriff. Zunächst stellt N. die Metapher als notwendigen Vorläufer des Begriffs unter den Begriff, zweitens aber stellt er sie als lebendigen Antipoden dem starren Begriff entgegen. Die Metapher der ersten Art ist aber wiederum nur in einer Metapher (wie jener des Nervenreizmodells) denkbar, da sie, der Sprache entzogen, in individuellem Erleben gründet. Wenn aber ein solches Erleben bewusst gemacht, wenn es erinnert wird, dann unterliegt es schon den Sprachschemata, die Schemata auch des Bewusstseins sind. Ja schon die „Perception“ (884, 5) bedeutet für N. ein Assimilieren von „zwei absolut verschiedenen Sphären“ (884, 9–10). Eine von jedem Wahrheitsanspruch freie originäre Anschauungsmetapher kann für N. also nur als in der Prozessualität der Metapherbildung seiend gedacht werden, deren fiktiv-geschichtliches Produkt dann immer nur der Begriff

ist, der gleichwohl ein „Residuum einer Metapher“ (882, 9–10) an sich trägt, d. h. aber: ein chimärisches Wesen besitzt, das in sich die gegenläufigen Tendenzen von Erstarrung und Auflösung jeder Erstarrung verbindet. Zugrunde liegt der Opposition von Begriff und Metapher ein dem Wort inhärenter *Gestus* (im Sinne von Inszenierungsstrategien), der das metaphorische Wesen des Begriffs, d. h. zugleich die Metapher von einem dem Begriff vorausgehenden Metapherngrund, affirmiert und die metaphorische Grundlage der Begriffe zugunsten der Illusion von der eigentlichen Rede verhüllt. Die Einsicht in die Uneigentlichkeit jeder Rede legt das wahrhaftige Sprechen besonders im Gestus der Ironie offen, in welchem sich die Ambivalenz der begrifflichen Sprache spiegelt.

Der Doppelnatur der Sprache entspricht eine in gleicher Weise ambivalente anthropologische Bestimmung, welche in den Figuren des intuitiven und des vernünftigen Menschen keine bloß widerstreitende, sondern komplementäre Dynamiken inkorporiert. N. überblendet die beiden Oppositionspaare, indem er die metaphorische Verweisungspotenz der Sprache dem intuitiven Intellekt zuordnet. Dieser setzt den vorlogischen menschlichen „Trieb zur Metapherbildung“ (887, 1), wenn er auch die Geschichtlichkeit des verfügbaren Wortmaterials nicht annullieren kann, auf einer sublimierten Ebene „im Mythos und überhaupt in der Kunst“ (887, 8) analogisch fort und begründet so erst Formen von Kulturkonstrukten. Die Affirmation des metaphorischen Vermögens befähigt den intuitiven Menschen sogar zur spielerischen Einfühlung in andere, strukturell verschiedene Formen der Perzeption, weshalb (wenigstens in der Illusion) sein an ästhetischen Lebenswerten orientiertes Weltempfinden ganzheitlicher, da perspektivenreicher als das des vernünftigen Menschen ist. Dieser verabsolutiert seine Weltperzeption und interpretiert sie als einzig wahre Perspektive. Doch basieren gerade seine hehrsten Erkenntnisse auf gewagten Übertragungsleistungen, denn der Wissenschaftler verschafft sich auch von Gegenstandsbereichen, die dem Spektrum seiner sinnlichen Wahrnehmung entrückt sind, vermeintlich exakte Kenntnisse. Auch der vernünftige Mensch macht sich also, ohne sich das freilich einzugestehen, das Vermögen der Sprache zu nutze, andere Formen der Perzeption zu simulieren. In seinem Erkenntnispathos treibt er das Vermögen des Begriffs, sein janusköpfiges Wesen zu verhüllen und die Phänomene der Welt widerspruchsfrei zu erklären, bis an die der Sprache immanenten Grenzen. Die Phänomene, die sich mit seinem Kategoriennetz nicht fassen lassen, zeigen sich ihm folglich als Wunder, die auf „furchtbare Mächte“ verweisen, „die der wissenschaftlichen Wahrheit ganz anders geartete ‚Wahrheiten‘ mit den verschiedenartigsten Schildzeichen entgegenhalten“ (886, 30–33). In diesem Moment bietet sich der Wissenschaft die Möglichkeit, nun willentlich ihre künstlerische Kraft dafür einzusetzen, die le-

bensfeindlichen Erkenntnisse für „ein erhabenes Glück“ (889, 25) wieder zu verschleiern, woraus eine Steigerung auch der Wissenschaft hin zu einer neuen Philosophie resultieren können soll.

Die Bewegung, die der stoische Weise am Ende von WL vorführt, der sich angesichts der „Wetterwolke“ (890, 12) in seinen Mantel einhüllt und die Gewitterwolke so erträglich macht, vollführt auch die rechte Wissenschaft, die beglückende Erkenntnisse jenen furchtbaren vorzieht. Das Wechselspiel von Ver- und Enthüllung in WL, das N. am Problem der Sprache, insbesondere am Begriff der Metapher exemplifiziert, wird am Ende des Textes sinnfällig im Bild des ummantelten Philosophen. Wenn sich der Gelehrte in seinen Mantel hüllt, dann hüllt sich auch der Text in seine (metaphorische) Textualität ein und verweist auf den Eingang von WL: auf das Fabulieren.

## 5 Zur Wirkungsgeschichte

In den Vorworten und Nachberichten der ersten Werkausgaben von N. wird WL bereits einstimmig „als besondere Schrift“ (GoA 10, 508) von „außerordentlich bedeutungsvoller Stellung“ (N. 1929, 28) innerhalb N.s Gesamtschaffen bewertet, der N. selbst „immer eine verhältnismäßig hohe Bedeutung beigelegt“ (TA 1, XXXIX) habe. Diese schon früh hervorgehobene Besonderheit von WL steht allerdings in einer Schiefelage zu ihrer expliziten Rezeption, oft scheint das philosophische Potential von WL hinter den Kulissen der Fachwissenschaften zu wirken. So lässt sich der Einfluss, den WL auf die Philosophie und Literatur nach N. ausgeübt hat, nur schwer eindeutig nachzeichnen. Wenn es auch ein Leichtes ist, die Bedeutung N.s für die Autoren des 20. Jahrhunderts *tout court* aufzuzeigen, so ist jeder Versuch, die spezifischen Auswirkungen von WL auf die Werke nachfolgender Denker aufzuweisen, verschiedenen Schwierigkeiten ausgesetzt. Eine Sichtung etwa der von Krummel gut belegten Zeugnisse über die früh einsetzende Rezeption von Werk und Persönlichkeit N.s erbringt nur dürftige Ergebnisse, sucht man nach eindeutigen Spuren von WL-Lektüren. Andere Texte N.s dominieren und polarisieren zunächst das N.-Bild. Eine kurze anonyme Rezension der beiden ersten Nachlassbände will jedoch bereits die „Bedeutung“ von WL „für N.'s Weiterentwicklung als Maßstab“ angenommen wissen (in: Literarisches Centralblatt für Deutschland, Nr. 52 vom 26. 12. 1896, Sp. 1882; vgl. Kr I, 425). Auch zeichnet sich schon früh in der Rezeption ein allgemeines Interesse an der erkenntniskritischen Dimension von N.s Denken ab (meist im Hinblick auf Kant, Lange, Schopenhauer, und unter den Schlagworten Skepsis/Skeptizismus, Perspektivismus, Relativismus, Pragmatismus), das eine Lektüre der (frühen) Nachlassbände und damit auch von WL

vorbereitet. Bemerkenswert sind die zahlreichen Konsonanzen zwischen N.s sprachkritischem Diskurs, wie er sich beispielhaft in WL verdichtet, und den sprachtheoretischen Reflexionen zeitgenössischer wie späterer Autoren, welche die in WL formulierten erkenntniskritischen Fragestellungen – oft auch ohne (gesicherte) Kenntnis des Textes – vertiefen oder literarisch umsetzen und variieren. Im Folgenden werden deshalb nur besonders markante Beispiele angeführt, die sich entweder nachweislich auf WL beziehen oder die eine ausgeprägte motivisch-strukturelle Verwandtschaft zu WL aufweisen.

Eine frühe Anmerkung zu WL findet sich bereits in der Studie *Friedrich Nietzsche. Der Künstler und der Denker. Ein Essay* (1897) des Neukantianers Alois Riehl, der N.s These, alle Wahrheit sei Illusion, direkt von Schopenhauer herleitet. In der erweiterten dritten Auflage seines Nietzsche-Porträts geht Riehl ausführlicher auf WL, eine der „frühesten und merkwürdigsten Schriften“ (Riehl 1901, 134) N.s ein, in der „sich die wahre Meinung Nietzsches über das Erkennen ab[spiegelt]: sein Erkenntnis-Nihilismus, der die Position in der Kunst nimmt, – oder, was für Nietzsche ebenso viel bedeutet: in der Täuschung, der Lüge“ (Riehl 1901, 135).

In seinem Essay *Wahrheit und Lüge* (in: Deutsche Rundschau, Bd. 97, 25. Jg., H. 2 von November 1898; vgl. Kr I, 317) sieht auch der Soziologe und Philosoph Wilhelm Jerusalem den „Kant-Schopenhauer’schen Idealismus“ (Jerusalem 1898, 224) N.s These zugrunde liegen, „daß unsere ganze Erkenntniß Lüge sei, da wir nie die Dinge an sich, sondern immer nur die Erscheinung zu erkennen vermögen, daß es eigentlich zu den größten Unbegreiflichkeiten gehöre, wie der Drang nach Wahrheit in den zur Lüge eigentlich prädestinirten Menschen hinein gekommen sei“ (Jerusalem 1898, 224). Jerusalem’s Essay hebt mit der Paraphrase einiger Passagen aus WL an, anhand derer er eine, sich vor allem in den literarischen Produkten der Moderne zeigende und das gesellschaftliche Zusammenleben gefährdende, generelle „Verwirrung der Begriffe“ (Jerusalem 1898, 224) diagnostiziert. Aus pragmatischen Gründen sei daher eine (literar)historische und psychologische Untersuchung der „Geschichte der moralischen Beurtheilung“ (Jerusalem 1898, 225) geboten.

Fritz Mauthner hingegen, der als einer der ersten Rezipienten von N.s Überlegungen zur Sprache gelten kann, kannte WL zum Zeitpunkt der Niederschrift seiner *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (3 Bde., Stuttgart 1901–1902) vermutlich nicht (Bredeck 1984) und konnte deshalb kritisieren, N. betrachte die Sprache statt unter erkenntnistheoretischen nur unter moralischen Aspekten (vgl. Bd. 1, 331). Umso beachtlicher ist, dass Mauthner in Bd. 2 seiner *Beiträge* ein Kapitel dem Problem der Metapher widmet und auffallend ähnliche Beobachtungen zur Natur der Sprache anstellt wie N. in WL. Im Rahmen einer Kritik an der Psychologie, die Mauthner zufolge die Welt künstlich in Antino-

mien scheidet, entwickelt er seine zentrale Idee der „Zufallssinne“ (Bd. 1, 76), derzufolge die menschlichen Sinne die Welt nur ungeordnet und ausschnittsartig perzipieren, was sich aus der zufällig ablaufenden Evolution der Sinnesorgane ergebe. Da der Mensch also kein für eine adäquate Welterkenntnis zulängliches Sinnesorgan besitzt, sedimentieren sich allmählich seine kaleidoskopartigen Vorstellungen von der Welt im Wort, das in seinem Anspruch, die „Wirklichkeitswelt“ (Bd. 1, 108) abzubilden, einen illusionären Charakter besitzt. Als „Werkzeug der Erkenntnis“ (Bd. 1, 79) sei die Sprache notwendig ungeeignet, ja täuschend, da „jedes einzelne Wort [...] in sich eine endlose Entwicklung von Metapher zu Metapher“ (Bd. 1, 108) trage. Die einzige konkrete Wissenschaft ist für Mauthner (wie schon für Gerber) deshalb nur als eine „Kritik der Sprache“ denkbar.

Ein weiteres bemerkenswertes zeitgenössisches Zeugnis, das, bei wahrscheinlicher Unkenntnis von WL, einzelne Konvergenzen mit N.s sprach- und erkenntniskritischer Position aufweist (z. B. hinsichtlich der Bedeutung der Metapher oder der Untauglichkeit der Sprache für jede Erkenntnis), ist Gustav Landauers kleine Schrift *Skepsis und Mystik. Versuch im Anschluß an Mauthners Sprachkritik* (1903). Die Tragweite von N.s sprachphilosophischen Entwürfen verkennend stimmt Landauer in die harsche Kritik seines Freundes Mauthners ein: N.s Bevorzugung moralischer Fragestellungen habe „ihn dauernd gehindert [...], die Fragwürdigkeit der Sprache zu erkennen“ (Landauer 1903, 135). Mauthner habe diese als Erster in den Blick genommen, ja erst er habe „die Sprachkritik [...] begründet“ (Landauer 1903, 4).

Explizit Bezug auf WL nimmt Hans Vaihinger in *Die Philosophie des Als ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche* (1911): In dem „merkwürdigen“ (Vaihinger 1911, 772) Fragment „gipfeln“ alle früheren „Ansätze“ (Vaihinger 1911, 772) N.s „Grundgedanke“ (Vaihinger 1911, 774) von WL sei, „dass nicht bloß unsere Sprache, sondern auch das begriffliche Denken auf lügnerischen [...] Operationen beruht“ (Vaihinger 1911, 774). N.s „Lehre vom bewußt gewollten Schein“ (Vaihinger 1911, 771), die sich direkt von Lange und Kant herschreibe, habe ihn selbst, so Vaihinger, zur Herausgabe seiner lange gehüteten *Philosophie des Als ob* bewegt (vgl. Kr II, 558–559).

In seiner charakterologischen Studie *Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches* (1926) nimmt auch Ludwig Klages WL zum Anlass für eigene Reflexionen – allerdings unter völlig anderen Vorzeichen: Der „Schlußsatz“ (Klages 1926, 194) der Eingangsfabel von WL, so Klages zugespitzt, sei „ein schier unwahrscheinlicher Betrug, zu dem der christliche Nietzsche den heidnischen Nietzsche überredet“ habe (Klages 1926, 194), und geradezu Ausdruck eines

„grauenhafte[n] Widersinn[s]“ (Klages 1926, 195), denn N. ringe zur gleichen Zeit um Wahrheit, wie er vor ihr fliehe (vgl. Kr III, 156–157).

Ein Verweis auf WL, wo „dem Rationalismus und Intellektualismus die Führerrolle für die Beurteilung sämtlicher Lebenserscheinungen abgesprochen“ (zit. nach Kr III, 150) werde, findet sich ferner in der *Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche* (Basler Nachrichten Sonntagsblatt, Nr. 43–46, 1924) des Basler Religionshistorikers und Klages-Schülers Carl Albrecht Bernoulli.

An pointierter Stelle verweist schließlich auch Martin Heidegger in seiner *Einführung in die Metaphysik* (1935) auf die WL einleitende Fabel: Die radikal gestellte ontologische Grundfrage nach dem Ursprung des Seienden ebnet jede „Hervorhebung“ (Heidegger 1987, 3) von bestimmtem Seienden ein, die Erde samt ihrer Bewohner schrumpft so zu einem „winzigen Sandkorn“ (Heidegger 1987, 3). Die Frage nach dem Sein erweist sich aber als zuinnerst mit der Frage nach der Sprache verschlungen – ein weiterer Ausdruck der die Moderne im 20. Jahrhundert prägenden sprachontologischen Struktur.

Mit dem Poststrukturalismus und dem *linguistic turn* in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts steht die Rezeption v. a. von N.s Frühwerk und von WL im Zeichen eines – zunächst vor allem in Frankreich aufkommenden – verstärkten Interesses an Sprachphilosophie, das sich anfangs auf die philosophischen Implikationen von N.s Begriff der Rhetorik (besonders der Metapher) konzentriert (z. B. Derrida 1972; Kofman 1972) und Nietzsche als Philosophen der Differenz zu deuten versucht (vgl. Reckermann 2003, 39–59). Vorausgegangen waren erstmalige Übertragungen von WL (in *Le livre du philosophe*, 1969) und N.s Vorlesungen zur Rhetorik ins Französische (durch Lacoue-Labarthe und Nancy, 1971; vgl. auch Nancy zur „Redlichkeit“, in: Hamacher 2003). Später kommen eher erkenntnistheoretisch akzentuierte Fragen und N.s Begriff der Wahrheit in den Blick, mit denen sich vor allem die angelsächsische Forschung auseinandersetzt; in der dekonstruktivistisch-literaturtheoretischen Lesart Paul de Mans (v. a. in *Allegories of Reading*, 1979) etwa ist WL der Ort der Koexistenz und der beständigen Inversionen von unauflösbaren Oppositionspaaren, die auch N.s Spätwerk durchziehen (vgl. Reckermann 2003, 169–173).

Von Nietzsches Rhetorik-Vorlesungen und WL ausgehend untersucht Paul Ricoeur in *Soi-même comme un autre* (Paris 1990) das von ihm so bezeichnete „paradoxe du menteur“ (Ricoeur 1990, 23), das in der Unmöglichkeit bestehe, den Grund jener figurativen Sprache aufzuspüren, deren weltbildende Funktion referentielle Diskurse erlaube. Darin erkennt Ricoeur die Radikalisierung des Zweifels des Cartesianischen Cogito. Schon in *La métaphore vive* (Paris 1975) rekurrierte Ricoeur auf *La Mythologie blanche. La métaphore dans le texte philosophique* (in *Marges de la philosophie*, 1972) von Jacques Derrida, welcher der metalinguistischen historischen Dimension der Metapher (vor allem im

philosophischen Text) nachgeht, und im Zusammenhang mit der Thematik der *analogia entis* (und besonders der dekonstruktivistischen WL-Lektüre von Lacoue-Labarthe und Nancy) auch auf N.s sprachtheoretische Ausführungen. Ricoeur stellt sich die Frage, ob die Diskussion über die Metapher in der Geschichte der Philosophie (von Aristoteles über Husserl und Heidegger) nicht auch eine Diskussion über die Grundlage der Philosophie selbst bzw. über jene nicht thematisierbare Bedingung einschließt, die der Bestimmungsgrund der Erfahrung ist.

In diesem Punkt ist Ricoeurs Metaphernstudie Hans Blumenbergs „Programmschrift“ *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960) vergleichbar, die Blumenberg zunächst als Hilfsmethodik im Dienste einer Begriffsgeschichte denkt, deren (philosophische) Termini auf ihren historisch-metaphorologischen Gehalt hin zu untersuchen sind, um so die „Substruktur des Denkens“ (Blumenberg 1960, 13) selbst offenzulegen.

Jacques Derrida nimmt nicht nur mit dem Titel seiner *Histoire du mensonge. Prolégomènes* (posthum 2012) Bezug auf N., sondern leitet seine Überlegungen über die Möglichkeit, die Geschichte der Lüge zu schreiben, mit einer kurzen Reflexion über dessen *Geschichte eines Irrthums* (in GD) und WL ein. Doch will Derrida mit N. nicht die Lüge als Irrtum („erreuer“, Derrida 2012, 11) begriffen wissen. Der Irrtum liege vielmehr im Begriff der Wahrheit („dans la constitution du vrai“, Derrida 2012, 11) begründet. Nicht als moralisches, sondern als theoretisches und epistemologisches Problem sei die Lüge daher für N. interessant. Derrida hingegen nimmt ihre irreduzible ethische Dimension wieder in den Blick (ähnlich wie zuvor Vladimir Jankélévitch in *Du mensonge* von 1942, wo dieser die Intentionalität jeder Lüge und ein Bewusstsein als deren Möglichkeitsbedingung unterstreicht). Sie schließt eine politische Dimension mit ein, insofern sie, einmal ‚in die Welt gesetzt‘, als geschichtsmächtige Gegen-Wahrheit („contre-verité“, Derrida 2012, 67) Wirklichkeit gestaltet – diese ist bei Derrida künstlerisch auch insofern, als er mit der „contre-verité“ ironisch auf eine Gattungstradition der Satire anspielt.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist WL auch für Roland Barthes, der etwa in *Le plaisir du texte* (1973) neben einem allgemein deutlich von N. geprägten Duktus gleich mehrmals explizit auf N.s Text verweist (Barthes 1973, 46–47 u. 69) und dabei den Fokus auf Wahrheit, Sprache(n) und Macht sowie auf den Text-Körper im Schnittpunkt dieser Meridiane richtet. N.s Einfluss auf Barthes sprachphilosophische Positionen wird besonders auch in Barthes Antrittsvorlesung am Collège de France von 1977 deutlich (Barthes 1978).

Auch Richard Rorty findet in N. einen zentralen Bezugspunkt für die Entwicklung seiner Position zum Problem von Wahrheit und Objektivität. N. habe, so Rorty, in entscheidender Weise – durch JGB und WL – seinen Beitrag zur

Überwindung einiger traditioneller Kategorien der Philosophie (wie Substanz, Methode und Ding an sich) geleistet. Unter Bezugnahme auf unterschiedliche Phasen von N.s Denken erarbeitet Rorty seine grundlegende (und sich zu einem Kern der ganzen folgenden analytischen Philosophie entwickelnde) These, dass mit N. eine intersubjektiv begründete Objektivität beginne. N.s Grenze, wie Rorty am Beispiel der Bestimmung von Wahrheit in WL als „bewegliches Heer von Metaphern“ (880, 30) ausführt, bestand für Rorty aber darin, dass er trotz Annahme dieser grundlegenden Relationalität letztlich einen subjektivistischen Weg eingeschlagen habe (vgl. *Objectivity, Relativism, and Truth. Philosophical Papers*, 1991, 32–33).

In seiner zum Standardwerk avancierten Studie *Nietzsche as Philosopher* (1965) widmet sich schließlich auch der analytische Philosoph Arthur C. Danto WL, insbesondere aber N.s hier formulierten Begriffen der Metapher, der Kunst und der Wahrheit, an denen N. auch späterhin nahezu unverrückbar festgehalten habe. N.s Konzept der Metapher spielt eine Rolle auch in Dantos Philosophie der Kunst, vor allem in seinem von Leibniz hergeleiteten Begriff der Ununterscheidbarkeit zwischen Kunst- und Alltagsgegenständen (vgl. *The Transfiguration of the Commonplace*, 1981). In WL sieht Danto zentrale Thesen des Dekonstruktivismus (alle Sprache sei metaphorisch) und des Pragmatismus (alle Sprache sei Instrument) bereits vorweggenommen, wofür ihm Derrida und Rorty als Gewährsmänner gelten.

Eine konkrete Rezeptionsgeschichte von WL in der Philosophie zu schreiben ist also nicht unproblematisch. Gleiches gilt für eine Darstellung literarischer Umsetzungen der in WL formulierten Sprachkritik. Verwandtschaften nämlich, die sich zwischen den Gedanken aus WL und sprachkritischen literarischen Zeugnissen späterer Autoren ausmachen lassen, sind nicht zwingend auf bewusste Übernahmen zurückzuführen, sondern beruhen mitunter auf ähnlichen Schreiberfahrungen, die gemeinhin unter dem Begriff einer sog. „Sprachkrise“ subsumiert werden. Von der Forschung wird ein direkter und indirekter Einfluss von WL auf einige Autoren der „literarischen Moderne“ (vgl. etwa Kiesel 2004, 177–198) – z. B. Karl Kraus, Robert Musil und Gottfried Benn – geltend gemacht. Sie hinterfragen, jeder auf seine Weise, die Grenzen und die sprachliche Konstitution der Erfahrungen, die der literarischen Form zugrunde liegen. Es kann an dieser Stelle nicht um eine flächendeckende Erfassung gehen, im Folgenden daher nur drei Beispiele, die hier exemplarisch für Rezeptionszeugnisse der europäischen literarischen Moderne angeführt werden.

Christian Morgenstern rezensiert im Juni 1896 für die *Neue deutsche Rundschau* die gerade erschienenen Nachlassbände IX und X der zweiten Abteilung von N.s Schriften. Zwar geht Morgenstern in seiner enthusiastischen Besprechung nicht explizit auf WL aus Band X ein, die Traummetaphorik und der

rhapsodische Duktus des Textes lassen aber auf eine Lektüre von WL schließen.

Thomas Manns frühe Erzählung *Enttäuschung*, die vermutlich im November 1896 entstand, handelt von einer schmerzhaft erfahrenen Diskrepanz zwischen dem Reichtum der von der Sprache evozierten Erlebnismöglichkeiten und der tatsächlichen „Dürftigkeit und Begrenztheit des Lebens“ (Mann 2004, 83), das nur banale Erfahrungen zulässt. Das Leben enttäuscht, wie der Züge Nietzsches tragende Protagonist dem Ich-Erzähler berichtet, die eigenen „großartigen Erwartungen vom Leben“ (Mann 2004, 83) stets aufs Neue. Nicht nur aber bleibt es weit hinter diesen Erwartungen zurück: Es desillusioniert und entzaubert (ent-täuscht) zugleich die hochfliegenden Vorstellungen, die von rhetorischen „großen Wörtern für Gut und Böse, Schön und Häßlich“ (Mann 2004, 81) und von Dichterworten genährt werden. Nicht die unzulängliche Sprache ist hier Gegenstand der Kritik und Grund der krisenhaften (doch zugleich ironisch verfremdeten) Verfassung des Protagonisten, sondern in einer Inversion gängiger Sprachkritik das bloße Leben (vgl. Neymeyr 1997 u. 2013). Es ließe sich eine Reihe weiterer Analogien aufzeigen. Der Umstand, dass Mann ab 1895 die Bände der Großoktavausgabe sammelte und studierte (Reed 2004, 40–41), legt zumindest die Vermutung nahe, Mann habe WL vor Abfassung seiner Erzählung gelesen.

Als bedeutendstes Dokument für N.s poetische Wirkung auf die Schriftsteller der Jahrhundertwende gilt in der Forschung Hugo von Hofmannsthals *Ein Brief* (1902), der unter dem Titel *Chandos-Brief* bekannt ist. Da die N.-Rezeption geraume Zeit für die Ersterscheinung von WL das Datum 1903 statt 1896 (bzw. 1895) setzte, d. h. die zweite Auflage als erste annahm, wurde Hofmannsthals autobiographisch gefärbter *Brief* als erstes Zeugnis für die Sprachkrise am Beginn der Moderne gehandelt. Die Rückdatierung von WL wirkte sich entsprechend auf die Deutung auch von Hofmannsthals *Brief* aus. Gleichwohl wurde bislang davon ausgegangen, dass Hofmannsthal, der nachweislich N.s Gesamtwerk gut kannte, den *Brief* ohne Kenntnis von WL verfasste (vgl. Kiesel 2004, 186 u. 188). Eine neuere Studie plädiert dafür, WL als wichtige Quelle für Konzeption und Bildsprache für *Ein Brief* und Hofmannsthals WL-Lektüre schon für 1896 anzunehmen (Zanucchi 2010). Ähnlich wie im Falle von Mauthners *Beiträgen* ist die Verwandtschaft zwischen den im *Brief* realisierten sprachkritischen Einsichten und WL sicherlich nicht zu leugnen. Auf „Berührungen“ (Landauer 1903, 150) und „tiefere Zusammenhänge“ (Landauer 1903, 150) zwischen der Sprachkritik Mauthnerscher Prägung und Hofmannsthals „Manifest“ (Landauer 1903, 152) weist bereits Gustav Landauer 1903 in *Skepsis und Mystik* hin. Der melancholische Philipp Lord Chandos schreibt in *Ein Brief* seinem Mentor Bacon von einer gegenwärtigen Sinnkrise,

die verursacht wurde durch den Verlust der „Fähigkeit [...], über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen“ (Hofmannsthal 1991, 48). An die Stelle eines reibungslosen Operierens mit „abstrakten Worten“ (Hofmannsthal 1991, 48) tritt ein neuartiger befremdender Blick auf die Welt, die dem Briefeschreiber nicht länger „eine große Einheit“ (Hofmannsthal 1991, 47) bedeutet, sondern „in Teile“ (Hofmannsthal 1991, 49) zerfällt, ja „die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen“ (Hofmannsthal 1991, 49). Selbst die logische Sprache Senecas und Ciceros, die durch ein „wundervolles Verhältnisspiel“ (Hofmannsthal 1991, 50) der Begriffe die Dinge wie in mathematischen Formeln abzubilden vermag, erweist sich als ungeeignet zur Beschreibung der neuen Lebenssituation „von kaum glaublicher Leere“ (Hofmannsthal 1991, 52). Allein in wenigen lichten Momenten erschließt sich dem jungen Chandos – hierin dem „intuitive[n] Mensch[en]“ (889, 8) N.s. ähnelnd – plötzlich ein außersprachliches „Denken in einem Material, das unmittelbarer, flüssiger, glühender ist als Worte“ (Hofmannsthal 1991, 54). Um seinem Lehrer die raren Erlebnisse solcher Innenschau – für die, mit N., „das Wort nicht gemacht“ (889, 1) ist – mitzuteilen, ist Chandos jedoch unvermeidlich auf die als ungenügend erfahrene Sprache angewiesen, worin sich die Aporie seiner Lage gründet.



## II Stellenkommentar

### Der Titel

**873, 1–4** *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*] Während der Entstehungszeit von WL notiert N. programmatisch verknappt: „Wahrheit und Lüge physiologisch“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[102], 452, 21), womit er Wahrheit und Lüge als dezidiert nicht-moralische, vielmehr prä-moralische, nämlich als (nicht im positivistischen Sinne) in der menschlichen Physis begründete Phänomene verstanden wissen will. N.s Wahrheitsbegriff ist vielschichtig. Schon in WL lassen sich verschiedene Aspekte für die Begriffsverwendung unterscheiden: N. formuliert die erkenntnistheoretische Frage nach der Bedingung der Möglichkeit von Wahrheit, stellt aber überdies das Problem der Herkunft und der Genealogie des Wahrheitstriebes in den Vordergrund, womit er subversive Zeit- und Kulturkritik übt. Sein Hauptaugenmerk liegt aber auf der Frage nach Wert und lebensweltlichem Nutzen von Wahrheit und Wahrheitstrieb.

In JGB definiert er den Begriff des „Aussermoralischen“ in Abgrenzung zum „Vormoralischen“ und „Moralischen“ als negative heuristische Bezeichnung einer historischen Wendemarke. Während N. zufolge in der „vormalische[n] Periode der Menschheit“ (JGB 32, KSA 5, 50, 17–18) der Wert von Handlungen an ihren Folgen gemessen wurde, führte ein Perspektivenwechsel in der „moralischen“ Episode der Menschheit dazu, dass Handlungen künftig ihren Wert aus ihrer „Herkunft“ und „Absicht“ bezogen (JGB 32, KSA 5, 51, 2). „Heute“ aber seien wir „bei der Nothwendigkeit angelangt [...], uns nochmals über eine Umkehrung und Grundverschiebung der Werthe schlüssig zu machen [...] – sollten wir nicht an der Schwelle einer Periode stehen, welche, negativ, zunächst als die aussermoralische zu bezeichnen wäre“ (JGB 32, KSA 5, 51, 8–13).

Den Ausdruck „aussermoralisch“ konnte N. z. B. auch in seiner Ausgabe von Friedrich Ueberweg, *Grundriß der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. Dritter Theil: Die Neuzeit*, Berlin 1866, 197, finden. In Anlehnung an Kants Religionskritik bezeichnet Ueberweg mit dem Begriff des „Aussermoralischen“ sich „innerhalb der Grenzen der Vernunft“ (Ueberweg 1866, 197) befindende „menschliche Verunstaltungen der rein moralischen Religion“ (Ueberweg 1866, 197).

### 1.

**875, 2–11** *In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge*

*Thiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmüthigste und verlogenste Minute der „Weltgeschichte“: aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Thiere mussten sterben. – So könnte Jemand eine Fabel erfinden und würde doch nicht genügend illustriert haben, wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt;]* Die „Fabel“ (875, 8), mit der WL einsetzt, ist die brillante Endfassung einer poetischen Miniatur, deren frühere Varianten sich nicht nur in N.s eigenem Werk ausmachen lassen. Schon hier erweist sich das Sprachbild als „nicht genügend“ (875, 8–9), um einen außersprachlichen Sachverhalt adäquat darzustellen, ja die Verwendung des Irrealis in der Kommentierung der Fabel unterstreicht die Unzulänglichkeit jeder Deskription *qua* Sprache. Zugleich aber symbolisiert die literarische Kleinform der Fabel eine historisch gewachsene außermoralische Erkenntnisform und Weltsicht, welche, wie sich der GD-Aphorismus *Wie die „wahre Welt“ endlich zur Fabel wurde* (KSA 6, 80–81) deuten lässt, den obsolet gewordenen Glauben an unveränderliche letzte Gewissheiten ablösen und jeden ihrer Gegenstände als Fiktion, als Erzählmöglichkeit, begreifen könnte (vgl. NK 6/1, 304–306).

Eine frühere und ausführlichere Variante der Fabel in *Ueber das Pathos der Wahrheit* bestimmt die Folgen des Erkennens näher, indem der Erzähler, „ein gefühlloser Dämon“ (CV 1, KSA 1, 759, 26), nahtlos fortfährt: Zulezt waren die Menschen „dahinter gekommen, daß sie alles falsch erkannt hatten. Sie starben und fluchten im Sterben der Wahrheit. Das war die Art dieser verzweifelten Thiere, die das Erkennen erfunden hatten“ (CV 1, KSA 1, 760, 3–6). Die „klugen Thiere“ (CV 1, KSA 1, 759, 34) erkennen in der früheren Fabel-Version jeden Erkenntnisanspruch selbst als verlogen und sterben verzweifelt an der tragischen Einsicht, dass ihre vermeintliche Erkenntnisfähigkeit falsch, da bloße Illusion der Vernunft ist.

In Schopenhauers WWV finden sich Passagen von auffallender Ähnlichkeit. Bd. 2 beginnt mit den Worten: „Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln, um jede von welchen etwan ein Dutzend kleinerer, beleuchteter sich wälzt, die inwendig heiß, mit erstarrter, kalter Rinde überzogen sind, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt hat; – dies ist die empirische Wahrheit, das Reale, die Welt“ (WWV, Bd. 2, B. 1, Kap. 1, 3; vgl. Bd. 2, B. 4, Kap. 46, 667). Die Worte, die N. am 4. August 1871 an seinen Freund Erwin Rohde (über *Socrates und die griechische Tragoedie*) schreibt: „Das Studium Schopenhauer’s wirst Du überall bemerkt haben, auch in der Stilistik“ (N. an Erwin Rohde, 4. 8. 1871, KSB 3/KGB II/1, Nr. 149, S. 216), haben offensichtlich auch für WL (noch) ihre Gültigkeit (vgl. u. a. NK 876, 6–7). Neben der kosmologischen Ausgestaltung der Fabel finden auch die ephemeren „erkennen-

den Wesen“, die „empirische Wahrheit“ und der Gedanke der Kurzlebigkeit der Welt ihre Entsprechung in WL.

N., der Pascal schon früh studiert hat (vgl. Vivarelli 1998, 95–131), hatte hier mit großer Wahrscheinlichkeit auch Pascals bekanntes Fragment aus den *Pensées* über die „disproportion de l’homme“ vor Augen (*Pensées*, Fr. 72). In seiner deutschen Ausgabe, die zahlreiche Lesespuren aufweist, findet sich ein entsprechendes Kapitel zum „Mißverhältniß des Menschen“ (Pascal 1865, Bd. 2, 53–62), das bis in den Wortlaut hinein Übereinstimmungen mit N.s Fabel besitzt. Dem Menschen „möge“, so Pascal, „die Erde wie ein kleiner Punkt gegenüber von dem unermeßlichen Kreis, welchen dieses Gestirn beschreibt, erscheinen“, der „selbst nur ein sehr unbedeutender Punkt“ sei (Pascal 1865, Bd. 2, 53). Diese Betrachtung solle den Menschen zu einer Selbstbetrachtung und zur Erkenntnis anleiten, „wie verirrt in diesem abgelegenen Winkel der Natur“ (Pascal 1865, Bd. 2, 54) er sei. Wenn Pascal die „Unendlichkeit des Weltalls“ am Beispiel einer winzigen Milbe in der abgründigen „Unermeßlichkeit der Natur“ gespiegelt sieht (Pascal 1865, Bd. 2, 54; zu Pascals „deux infinis“ vgl. auch NK 885, 6–7), kontrastiert N. ironisch Weltall und Mücke. Während Pascal aus den beiden dem Menschen unzugänglichen Unendlichkeiten auf die göttliche Allmacht schließt, sind sie für N. Zeichen der Kläglichkeit des menschlichen Intellekts (N. wird später wiederholt bedauern, Pascals Verstand sei durch seinen christlichen Glauben verdorben worden, vgl. dazu NK KSA 6, 171, 30–34).

Auch Leopardi (z. B. in *La ginestra, o il fiore del deserto*, V. 185–200), den N. zur Entstehungszeit von WL intensiv las (vgl. Janz 1978, 544), schreibt von der Winzigkeit der Welt in einem unendlichen Raum, die den Menschen notwendig zum Erkennen und vor allem zum Fabulieren („favoleggiar“, *La ginestra*, V. 190) treibt (vgl. N.s deutsche Ausgabe von Leopardi 1866, 134).

**875, 4 kluge Thiere]** Mit den „klugen Thieren“ ruft N. einen bis auf das *zōon logikón* von Aristoteles (*Metaphysik*, Z12, 1037b13–14) zurückreichenden Traditionshintergrund auf. N.s zeitgenössisches Bild vom Menschen als klugem Tier hat als Hintergrund u. a. evolutionstheoretische Erkenntnisse der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie z. B. die Deszendenztheorie, die Theorie einer Abstammung des Menschen von tierischen Formen. N. teilte zwar nicht den geschichtsphilosophischen Fortschrittsoptimismus vieler Evolutionisten, den grundsätzlichen Gedanken der Evolution aber bejahte er. N.s Begriff der Evolution impliziert aber keine Teleologie (die in der Tat auch Darwin selbst leugnete, vgl. Stegmaier 1987, 281), sondern meint eine Entwicklung des Menschen im Sinne eines ungerichteten Wachstums seiner individuellen psychophysiologischen Fähigkeiten (wie N. später ähnlich auch den Gedanken des „Willens zur Macht“ verstehen wird). Diese kann allerdings gerade zu einer Überlegen-

heit der anpassungsfähigeren Masse gegenüber den starken Einzelnen führen und damit eine Geschichte nicht der graduellen Vervollkommnung, sondern der *décadence* bewirken, vgl. *Der Antichrist*: „Die Menschheit stellt nicht eine Entwicklung zum Besseren oder Stärkeren oder Höheren dar [...]. Der ‚Fortschritt‘ ist bloss eine moderne Idee, das heisst eine falsche Idee. [...] Fortentwicklung ist schlechterdings nicht mit irgend welcher Nothwendigkeit Erhöhung, Steigerung, Verstärkung“ (AC 4, KSA 6, 171, 2–8; vgl. Sommer 2010, 40–41). Das heißt: „wir haben ihn [den Menschen] unter die Thiere zurückgestellt. Er gilt uns als das stärkste Thier, weil er das listigste ist: eine Folge davon ist seine Geistigkeit“ (AC 4, KSA 6, 180, 3–6). Wenn N. schreibt, es gelte, „uns Menschen [...] zu vernatürlichen“ (FW 109, KSA 3, 469, 3–4), uns „zurück[zu]übersetzen in die Natur“ (JGB 230, KSA 5, 169, 19–20), dann hat er freilich keine bloß reduktionistische Interpretation des Menschen im Sinn. N. erkennt den tierischen Ursprung des Menschen an, der ihm immer wieder neue Metaphernfelder erschließt, indem er den physischen Stoff und damit eine Art echter Fundierung für erspürte Ähnlichkeiten liefert.

**875, 5** „Weltgeschichte“] Indem N. den Begriff der Weltgeschichte in Anführungszeichen setzt, ironisiert er diesen nicht bloß, sondern macht ihn zugleich als anthropomorphe Abstraktionskategorie kenntlich. Ferner zitiert er durch die Anführungszeichen gewissermaßen indirekt die Begriffsgeschichte der „Weltgeschichte“. Im 16./17. Jahrhundert bezeichnet diese im Wissenschaftsdiskurs die „Universalhistorie“ (vgl. das frz. *histoire universelle* bzw. *mondiale/globale*), im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert die Menschheitsgeschichte mit konstatierbarem *télos* (auf der Grundlage des Perfektibilitätsgedankens, vgl. Baum/Neumeister/Hornig 1989), die nun, identisch mit dem Kollektivsingular „Geschichte“, eine neue Leitwissenschaft begründet. Die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts vollziehende Ausdifferenzierung in Teildisziplinen führte allmählich zum Geltungsverlust des Begriffs „Weltgeschichte“ (vgl. Rohbeck 2004).

Einen teleologischen Geschichtsverlauf – „die allgemeine Weltgeschichte nach einem Plane der Natur“ – möchte auch Kant in der *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* (1784) als möglich angenommen wissen (AA VII, 29; vgl. dazu Sommer 2006, 310–326). Bei Hegel heißt es in den *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte* (1822/1823) bündig: „Aber die Weltgeschichte ist immer ein Fortschreiten zu einem Höheren“ (Hegel 1996, 257). Dass N. mit dem Begriff der Weltgeschichte, ob offen oder verdeckt, meist gegen Hegels Konzept eines vernünftigen Geschichtsverlaufs als Manifestation des objektiven Weltgeistes und als auf Perfektibilität beruhenden Fortschritts (vgl. Koselleck/Meier 1975) polemisiert, belegt etwa eine Stelle aus UB II. Dort ist von dem verhängnisvollen Einfluss „diese[r] Hegelisch verstandene[n] Ge-

schichte“ (UB II HL 8, KSA 1, 308, 24) zu lesen, die das Elend des heutigen Menschen als „Vollendung der Weltgeschichte“ (UB II HL 8, KSA 1, 308, 16) bzw. des „Weltprozesses“ (UB II HL 8, KSA 1, 308, 19), wie N. auch schreibt, interpretiert. Eine solche fortschrittsgläubige Geschichtsauffassung setzt für N. die Geschichte als den „sich selbst realisierende[n] Begriff“, als (mit Schiller) „Weltgericht“ (UB II HL 8, KSA 1, 308, 22–23). Die „stolze[r] Metapher ‚Weltgeschichte‘“ (CV 1, KSA 1, 759, 27) inszeniert das Weltgeschehen als zweckgemäße und parabolische Evolution zum pathetischen Menschen hin. Dieser bezahlt sein Selbstverständnis als Krone der Geschichte jedoch damit, dass auf den Moment der Hybris der Niedergang folgen muss. Nur ein kritischer historischer, d. h. aber ein ‚begriffsgeschichtlicher Sinn‘ vermöchte den Glauben an Fortschritt und an invariante Begriffe als Fiktion zu entlarven (vgl. dazu Sommer 2015). Auch Jacob Burckhardt polemisiert in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*, die N. als „Colleg über das Studium der Geschichte“ (N. an Carl von Gersdorff, 7. 11. 1870, KSB 3/KGB II/1, Nr. 107, S. 155) in Basel gehört hat, gegen Hegels „kecke[s] Antizipieren eines Weltplanes“ (Burckhardt 1905, 3).

Weltgeschichte und Sprachgeschichte bringen z. B. Gerber (SK, 15 u. 150) und Hartmann miteinander in Verbindung. Dieser sieht „in der Entstehung der Sprache und den grossen politischen und socialen Bewegungen in der Weltgeschichte“ denselben unbewussten „Masseninstinct“ am Werk (Hartmann 1869, 77). Hartmanns metaphysisches Konzept eines teleologischen „Weltprozesses“ (Hartmann 1869, 633), der mit dem „Entwicklungsprozess der Menschheit“ (Hartmann 1869, 576) identisch ist, parodiert N. auch in UB II: eine weitere Invektive gegen die Hegelsche Geschichtsphilosophie, die schon Schopenhauer attackiert hatte (vgl. NL 1872/73, KSA 7, 19[160], 469, zu N.s Polemik gegen Hartmanns Gedanken eines unbewussten Weltprozesses).

**875, 16–18** *Könnten wir uns aber mit der Mücke verständigen, so würden wir vernehmen, dass auch sie mit diesem Pathos durch die Luft schwimmt*] Die „Mücke“ wird in 884, 2 als „Insekt“ wieder aufgenommen und dient wie der „Vogel“ (884, 2 u. 885, 15), der „Wurm“ oder die „Pflanze“ (885, 15) der Illustration verschiedener Welt-Perzeptionen. Der jeweilige „Perceptionsapparat“ bedingt die Wahrnehmung der Welt und enthält zugleich das sinnliche Vermögen, welches Möglichkeit und Modus des Vergleichs und der Übereinstimmung von Wahrnehmungen determiniert: „Der ungeheure Consensus der Menschen über die Dinge beweist die volle Gleichartigkeit ihres Perceptionsapparates“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[157], 468, 18–19). Die eigene Perzeptionsweise ist für N. nicht objektivierbar, ein Wechsel in eine andere ist unmöglich. Einen „Maasstabe der richtigen Perception“ (884, 5) gibt es nicht: „Für die Pflanze ist die Welt so und so – für uns so und so. Vergleichen wir die beiden Perceptionskräfte, so gilt uns unsre Auffassung der Welt als richtiger d. h. der Wahrheit ent-

sprechender“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[158], 468, 20–23). Die ironische Kontrastierung der menschlichen Wahrnehmungsweise mit der Perzeptionsweise der Mücke, oder die tragische Gegenüberstellung des vermeintlich zweckmäßigen menschlichen Intellekts und der Kontingenz des Weltgeschehens sind zwei Beispiele für die in WL häufigen Einstellungswechsel „nach der Höhe der teleskopischen und nach der Tiefe der mikroskopischen Welt“ (885, 6–7).

Die Relativität des „Perceptionsapparats“ erläutert auf ähnliche Weise auch Lange in der *Geschichte des Materialismus* (Iserlohn 1866, 306), wo er – mit ironischer Hinleitung – etwa Jakob Moleschott zitiert: „Alle Thatsachen, jede Beobachtung einer Blume, eines Käfers, die Entdeckung einer Welt und das Belauschen der Eigenheiten des Menschen, was sind sie denn anderes, als Verhältnisse der Gegenstände zu uneren Sinnen? [...] Darum ist das Wissen des Insects, die Kenntniss der Wirkungen der Aussenwelt für das Insect auch eine andere, als für den Menschen“.

**875, 18** *Pathos*] Aufschluss über den rhetorisch-philosophischen Begriff des „Pathos“, wie er in WL Verwendung findet, gibt N.s frühe Schrift *Ueber das Pathos der Wahrheit*. Das „Pathos“ besitzt einen Doppelcharakter: Es entspricht dem einsam-feierlichen „Ruhm“ (CV 1, KSA 1, 755, 4), welcher vornehmlich den Philosophen auszeichnet, bedeutet aber auch eine besondere Fähigkeit des „Mitleidens“ (CV 1, KSA 1, 758, 7). Auch in WL sind dem Pathos Stolz und „Hochmuth“ (876, 8) zugeordnet, der Philosoph ist als „der stolzeste Mensch“ (875, 23) zugleich der pathetischste (vgl. NL 1872/73, KSA 7, 19[76], 444). „Sein universaler Trieb zwingt ihn zum schlechten Denken, das ungeheure Pathos der Wahrheit, am Weitblick seines Standpunktes erzeugt, zwingt ihn zur Mittheilung“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[103], 453, 14–16), zur Sprache, d. h. aber, tragischerweise, „zur Lüge“ (KSA 7, 19[103], 453, 20), zu einer misslingenden Kommunikation. Tragisch ist aber auch die Enttäuschung, die er so verursacht und die an der *décadence* sprachlich-kultureller Konstrukte mitwirkt: „Das Wahrheitspathos führt zum Untergang. [...] Vor allem zum Untergang der Kultur“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[180], 476, 1–3).

**875, 22–23** *und wie jeder Lastträger seinen Bewunderer haben will, so meint gar der stolzeste Mensch, der Philosoph*] Den „Lastträger“ (875, 22) figuriert im Bestiarium N.s meist der Esel oder das Kamel. Der Esel stellt gewöhnlich den in seinen Überzeugungen verstrickten Philosophen dar. Das Kamel tritt als „der tragsame Geist“ (Za I Von den drei Verwandlungen, KSA 4, 29, 9), der mit überlieferten Werten vernünftigen Handelns beladen ist, im *Zarathustra* auf und markiert dort die unterste Stufe der drei Verwandlungen des Geistes. Lastträger ist der Philosoph für N. in WL insofern, als ihm sein Wahrheitspathos tragisch auferlegt, von ihm Erkanntes auch zu vermitteln (vgl. NK 875, 18). In seiner

viele Lesespuren aufweisenden Ausgabe von Pascal 1865, Bd. 1, 201, konnte N. lesen: „Die Eitelkeit ist so tief ins Herz des Menschen gepflanzt, daß ein gemeiner Soldat, ein Troßbube, ein Koch, ein Lastträger sich rühmt, und seine Bewunderer haben will; ja selbst die Philosophen wollen dieses.“ (Vgl. KGW III, Bd. 5/2, 1488)

**876, 6–7** *ohne jene Beigabe, so schnell wie Lessings Sohn zu flüchten*] Am 25. 12. 1777 kam Lessings Sohn Traugott zur Welt und verstarb nur zwei Tage später. In seiner Ausgabe von Lessing 1867, Bd. 10, 419, konnte N. in Lessings Brief an Eschenburg vom 31. 12. 1777 (in N.s Ausgabe falsch datiert) über den frühen Tod seines Sohnes lesen: „War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen?“ N. verwendet den Vergleich mit dem frühen Tod von Lessings Sohn als Bild für eine vorzeitige Hellsichtigkeit und Bereitschaft, die ehrliche Konsequenz aus dem Erkennen der Sinnlosigkeit des Daseins zu ziehen, d. i. dieses sofort zu fliehen. Die Anekdote erzählt auch Schopenhauer: „wie denn auch Lessing den Verstand seines Sohnes bewunderte, der, weil er durchaus nicht in die Welt hineingewollt hätte, mit der Geburtszange gewaltsam hineingezogen werden mußte, kaum aber darin, sich eilig wieder davonmachte“ (WWV, Bd. 2, B. 4, Kap. 46, 665; vgl. WWV, Bd. 2, B. 4, Kap. 46, 667).

**876, 12** *Seine allgemeinste Wirkung ist Täuschung*] Der Intellekt täuscht nach N. in vierfacher Hinsicht: Physiologische Defizite fordern aus Gründen der Selbsterhaltung die „Verstellung“ (876, 16) des Individuums gegenüber anderen Individuen. Zugleich ist der Mensch selbst „tief eingetaucht in Illusionen und Traumbilder“ (876, 28–29), er täuscht sich also notwendigerweise selbst, wenn er sich mit bloßen Reizen auf der Oberfläche der Dinge begnügt. Weiter täuscht er sich darin, dass er sich diese Täuschung nicht eingesteht. Diese dritte Täuschung ist begründet durch einen „mit dem Erkennen und Empfinden verbundene[n] Hochmuth“ (876, 8). Dadurch aber wiegt sich der Mensch viertens über den „Werth des Daseins“ (876, 10) in Illusionen (vgl. Böning 1988, 103–104).

**876, 15** *Der Intellekt, als ein Mittel zur Erhaltung des Individuums*] Nach Schopenhauer, vgl. z. B. *Ueber den Willen in der Natur. Vergleichende Anatomie* (1836): „Wie mit jedem Organ und jeder Waffe, zur Offensive oder Defensive, hat sich auch, in jeder Thiergestalt, der Wille mit einem Intellekt ausgerüstet, als einem Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art“ (Schopenhauer 1874, 48, vgl. KGW III 5/2, 1488).

**876, 18** *Kampf um die Existenz*] Vgl. den in Anlehnung an Darwins Wort vom *struggle for life* (*On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the*

*Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life*, 1859) in die deutsche Sprache übernommenen „Kampf ums Dasein“. Darwin wiederum war zu diesem Schlagwort durch das auf die Politik gemünzte Wort *struggle for (a national) existence* angeregt worden, das der Nationalökonom Malthus in seinem *Essay on the Principle of Population* (1798) lancierte. N. verstand, wie es in FW heißt, den „Darwinismus mit seiner unbegreiflich einseitigen Lehre vom ‚Kampf um’s Dasein‘“ (FW 349, KSA 3, 585, 20–21) als „zeitweilige Restriktion des Lebenswillens“ (FW 349, KSA 3, 585, 31–32). Nicht ums bloße Überleben werde gekämpft, wie er später in GD schreibt, sondern „wo gekämpft wird, kämpft man um M a c h t“ (GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 14, KSA 6, 120, 24), d. h. um physisch-intellektuelle Überlegenheit. Thesen Darwins entnahm er vor allem Langes *Geschichte des Materialismus* (1866), die im Rahmen anthropologischer Fragestellungen mehrfach auf Darwin eingeht (vgl. Lange 1866, 424–425). Kritisch setzt sich auch Hartmann in der *Philosophie des Unbewussten* (Berlin 1869) mit Darwin auseinander, indem er etwa den in der organischen Welt beobachteten unbewussten ästhetischen „Trieb zur Schönheit“ (Hartmann 1869, 225) als im „K a m p f e u m ’ s D a s e i n“ (Hartmann 1869, 225) indirekt zweckmäßig erläutert (vgl. Hartmann 1869, 223–226).

In diesem spezifischen Kontext diente N. aber vermutlich Schopenhauers WWV als Vorlage, denn das Schlagwort ist dort eingebettet in eine Argumentation, die in den wesentlichen Punkten auch jener von WL (876, 15 bis 877, 23) entspricht (vgl. WWV, Bd. 2, B. 4, Kap. 46, 670). Schopenhauer geht es vornehmlich darum, die „sophistischen Beweise Leibnizens“ (WWV, Bd. 2, B. 4, Kap. 46, 669) zu parodieren und damit, wie schon Voltaire, die Unhaltbarkeit jedes Optimismus zu beweisen und die Welt als schlechteste aller möglichen vorzustellen. Er verknüpft wie auch N. mit dem fortgesetzten Überlebenskampf die Entwicklung der Vernunft, die schließlich die „Nothwendigkeit des Staates und der Gesetzgebung“ (WWV, Bd. 2, B. 4, Kap. 46, 663) einsieht. Für N. besteht der notwendige „Friedensschluss“ (877, 21) in der „Gesetzgebung der Sprache“ (877, 28), die wiederum „die ersten Gesetze der Wahrheit“ (877, 28–29) gibt. Vgl. auch NK 877, 22–23 zum *bellum omnium contra omnes*.

**876, 20–24** *Im Menschen kommt diese Verstellungskunst auf ihren Gipfel: hier ist die Täuschung, das Schmeicheln, Lügen und Trügen, das Hinter-dem-Rücken-Reden, das Repräsentiren, das im erborgten Glanze Leben, das Maskirtsein, die verhüllende Convention, das Bühnenspiel vor Anderen und vor sich selbst*] Ähnlich in N.s Ausgabe von Pascal 1865, 2. Bd., 51, wo er sich folgende Passage mit Bleistift markiert: „man täuscht und schmeichelt sich nur gegenseitig. Niemand spricht von uns in unserer Gegenwart so, wie er hinter uns sprach. Die Einigkeit der Menschen gründet sich nur auf diesen gegenseitigen Betrug [...] Der Mensch ist also nur Täuschung. Lug und Trug für sich selbst und in seinen

Beziehungen zu Andern.“ Um die Genese des Intellekts und seine Wirkungen zu illustrieren, verwendet N. seit der Antike gebräuchliche Schauspielmetaphern (vgl. später „Maskerade“, 888, 1 und „Maske“, 890, 9–11), die wiederholt auch auf das Kapitel in Schopenhauers WWV hindeuten, das mit WL eine Reihe von Übereinstimmungen im Gebrauch von Begriffen und literarischen Topoi aufweist (vgl. WWV, Bd. 2, B. 4, Kap. 46, 667; vgl. u. a. NK 875, 2–11 u. 876, 6–7). Anders als für Schopenhauer, der der Menschheit Heuchelei vorwirft, verläuft für N. die „Verstellungskunst“ (876, 20) des Menschen unbewusst, da ihr Ursprung im schrecklichen „Kampf um die Existenz“ (876, 18) von Konventionen notwendig verhüllt und vergessen wird: Die Natur bannt den Menschen „in ein stolzes gauklerisches Bewusstsein“ (877, 8–9).

Für die Entfaltung der „Verstellungskunst“ (876, 20), wie N. sie beschreibt, sind die Menschen also zwar zu bewundern, sie ist aber gerade nicht ein Zeichen ihrer Stärke. Im Gegensatz zu einem verbreiteten (moralisch gefärbten) darwinistischen Fortschrittsoptimismus der Vervollkommnung der Gattungen geht N. davon aus, dass es die Anpassungsfähigkeit und Klugheit der Schwachen ist, die sich letztlich im Selektionsprozess durchsetzt (durchaus im Sinne von Darwins Konzept eines *survival of the fittest*, vgl. Stack 1983, 159, u. Sommer 2012, 228–232). Diese gelungene Anpassung an die Gegebenheiten einer feindseligen Umwelt vergleicht N. wiederholt mit dem von Darwin im Tierreich beobachteten Phänomen der Mimikry (vgl. etwa GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 14, KSA 6, 121, 8–9), ja „im Menschen kommt diese Verstellungskunst auf ihren Gipfel“ (876, 20; vgl. FW 361, KSA 3, 608, 28–29, zur „Kunst des ewigen Verstecken-Spielens, das man bei Thieren mimicry nennt“), insofern sie sich mit (moralischen) Namen maskiert (vgl. Stack 1983, 177–180; vgl. NK KSA 6, 121, 6–10).

**876, 30** „*Formen*“] Der Begriff der Form, wie er in diesem Kontext verwendet wird, kann verstanden werden als Synonym für die Prinzipien von Gesetzmäßigkeit und Identität in der Natur im Sinne einer Erkenntnistheorie rationalistischer (und sicherlich auch platonischer) Prägung. Für N. zeigt sich solche Identität durch eine Ipseität der Gesetze, welche das Erkennen konstituieren: „Alles Erkennen ist ein Widerspiegeln in ganz bestimmten Formen, die von vornherein nicht existiren“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[133], 462, 1–2). Im Hinblick auf dieses epistemologische Modell, das N. rückbindet auf das physiologische des Perzeptionsapparates, denkt N. die Idee einer *natura formans*, deren Prinzipien sich nach und nach in den einzelnen Phänomenen synthetisch spezifizieren. So heißt es auch in WL: „Das Uebersehen des Individuellen und Wirklichen giebt uns den Begriff, wie es uns auch die Form giebt, wohingegen die Natur keine Formen und Begriffe [...] kennt“ (880, 21–23).

**877, 5–15** Nahezu identisch in CV 1: *Ueber das Pathos der Wahrheit*, KSA 1, 760, 13–23.

**877, 5–9** *Verschweigt die Natur ihm nicht das Allermeiste, selbst über seinen Körper, um ihn, abseits von den Windungen der Gedärme, dem raschen Fluss der Blutströme, den verwickelten Fasererzitterungen, in ein stolzes gauklerisches Bewusstsein zu bannen und einzuschliessen!*] Wie die beiden Fragen nach Selbsterkenntnis und Wahrheitstrieb (in 877, 2–3 u. 877, 15–16) beschließt N. auch diese mit einem Ausrufezeichen (in Rs und Rs<sup>+</sup> noch mit einem Fragezeichen). Sache der Natur ist es, den Menschen in ein trügerisches „Bewusstseinszimmer“ (877, 11) „einzuschliessen“ (877, 9). Sein „Selbstbewusstsein“ (883, 34) aber ist ein Gemeinschaftsbewusstsein, geprägt von einem normierten Raster der Welterkenntnis, von der Sprache; mit dem (in N.s Handschrift Rs, nicht mehr aber in RsG, d. i. Gersdorffs Abschrift und primärer Druckvorlage für WL) in Anführungszeichen gesetzten Begriff des Selbstbewusstseins übt N. implizit Kritik an Kants Konzept vom transzendentalen Selbstbewusstsein als Bedingung epistemischer Vollzüge, das für ihn nur eine lebensnotwendige Fiktion ist (vgl. Schlimgen 1998, 40–42). Insofern das bewusste Denken immer in Sprachzeichen funktioniert, bedeutet der Verstoß gegen die „Gesetzgebung der Sprache“ (877, 28), d. i. aber die Lüge, zugleich ein Heraustreten aus dem gemeinschaftlichen „Bewusstseinszimmer“ (877, 11). Die unkonventionelle Verwendung der Sprachzeichen scheint sich so dem verdeckten Grund des Bewusstseins, dem ‚Instinktiven‘ (vgl. JGB 3, KSA 5, 17, 21–24), annähern zu können, doch ist dieser stets auch präsent im bewussten Denken.

**877, 13–15** *Unersättlichen, dem Mörderischen der Mensch ruht, in der Gleichgültigkeit seines Nichtwissens, und gleichsam auf dem Rücken eines Tigers in Träumen hängend.*] Die Vorlage des edierten Textes ist an dieser Stelle Rs<sup>+</sup>, d. h. N.s einseitige Reinschrift des Anfangs von WL. In Gersdorffs Reinschrift, an der sich der edierte Text zur Hauptsache orientiert, heißt es kürzer und punktuell von N.s Hand korrigiert: „Unersättlichen, und gleichsam auf dem Rücken eines Tigers der Mensch in Träumen hängt“ (vgl. KGW III 5/1, 897, 32–37). Zur Rolle der Figur von Sokrates, die sich hier hinter dem Ausdruck „in der Gleichgültigkeit seines Nichtwissens“ (877, 14) verbirgt, sei verwiesen auf NK 890, 14.

**877, 15–16** *Woher, in aller Welt, bei dieser Constellation der Trieb zur Wahrheit!*] Der Wahrheitstrieb geht Hand in Hand mit einem Sprachtrieb, doch muss die Befriedigung des Wahrheitstriebs dem Menschen letztlich verwehrt bleiben, ja: „Es giebt keinen Trieb nach Erkenntniss und Wahrheit, sondern nur einen Trieb nach Glauben an die Wahrheit“ (NL 1873, KSA 7, 29[14], 631, 12–13). Die unbedingte Wahrheit wäre ruinös, da sie Sprach- und Wahrheitstrieb auf ein physiologisches Defizit des Menschen zurückführen würde. Insofern

der Wahrheitstrieb der sprachlichen Konvention verpflichtet ist, bezieht er sich allein auf anthropomorphe Wahrheiten. Diese eigentlich illusionären Wahrheiten verfestigen sich zum unbewussten „Gefühl der Wahrheit“ (881, 14–15).

Wenn N. aber die Umstände der Entstehung des Wahrheitstriebes aus der „Unbewusstheit“ (881, 13–14) ins Bewusstsein hebt, erliegt die Argumentation einem Paradoxon. Insofern für N. das Bewusstsein schon immer verspricht und damit unpersönlich ist, kann es zur Aufdeckung seiner selbst nur wenig taugen, wie der Text auch resümiert: „Wir wissen immer noch nicht, woher der Trieb zur Wahrheit stammt“ (881, 4–5). Zugleich erzeugt das Bewusstsein jedoch auch gefährliche Denkgewohnheiten, die sich gegen lebenserhaltende Überzeugungen richten können, etwa gegen den Glauben an die Sprache als „adäquate[n] Ausdruck aller Realitäten“ (878, 15–16), d. i. die Sprache, die *per adaequationem* als Entsprechung der Realität fungiert (vgl. NK 878, 14–16). N. geriert sich so als der „Denker“, den er später in FW beschreibt: „Der Denker: das ist jetzt das Wesen, in dem der Trieb zur Wahrheit und jene lebenerhaltenden Irrthümer ihren ersten Kampf kämpfen, nachdem auch der Trieb zur Wahrheit sich als eine lebenerhaltende Macht bewiesen hat“ (FW 110, KSA 3, 471, 10–14). WL gibt auf die Frage nach der Herkunft des Wahrheitstriebes also keine letzte Antwort. Später wird N. in JGB den „Wille[n] zur Wahrheit“ (JGB 1, KSA 5, 15, 4) hinterfragen und statt der Frage: „Was in uns will eigentlich ‚zur Wahrheit‘?“ (JGB 1, KSA 5, 15, 13–14), verstärkt die Frage „nach dem Werthe dieses Willens“ (JGB 1, KSA 5, 15, 17) stellen. An gleicher Stelle betont er die mit dem Wahrheitstrieb verbundene Problematik: „was für Fragen hat dieser Wille zur Wahrheit uns schon vorgelegt! Welche wunderlichen schlimmen fragwürdigen Fragen! Das ist bereits eine lange Geschichte, – und doch scheint es, dass sie kaum eben angefangen hat?“ (JGB 1, KSA 5, 15, 6–10)

**877, 22–23** *bellum omnium contra omnes*] Das Wort vom ‚Krieg aller gegen alle‘ geht zurück auf Thomas Hobbes, *De Cive*, Praefatio 14 (die englische Formel findet sich in Hobbes, *Leviathan* 1651, Kap. 13; vgl. NK KSA 6, 413, 1), das die philosophische Debatte um den sog. Naturzustand anstieß. Sie reicht über Pufendorf zu Locke, Shaftesbury und bis hin zu Rousseau. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Diskussion über den Naturzustand von der Evolutionstheorie aufgegriffen. N. führt Hobbes nur selten, zunächst mit Zustimmung, dann mit Ablehnung und Spott an (vgl. ausführlicher NK KSA 5, 195, 9–13 u. 236, 19–26). Entsprechend thematisiert er in der frühen Schrift *Der griechische Staat* die Hobbessche Theorie vom Kampf aller gegen alle als ‚rechtsphilosophische‘ Prämisse, die eine militaristisch organisierte Gesellschaft legitimiert: „ohne Staat, im natürlichen *bellum omnium contra omnes* [kann] die Gesellschaft überhaupt nicht [...] Wurzel schlagen“ (CV 3, KSA 1, 772, 9–12). Ähnlich

wie der Staat hier als „eiserne Klammer, die den Gesellschaftsprozeß erzwingt“ (CV 3, KSA 1, 772, 8–9), fungiert, sieht WL die verbindliche Sprachgesetzgebung als gesellschaftliches Bindeglied und ersten Ausgang aus dem kriegerischen Naturzustand (vgl. NK 876, 18). In GM wird N. dem „Staat‘ auf Erden“ (GM II 17, KSA 5, 324, 26), wie ihn besonders Rousseau in seinem *contrat social* konzipiert hatte, auf den Leib rücken: „ich denke, jene Schwärmerei ist abgethan, welche ihn mit einem ‚Vertrage‘ beginnen liess. Wer befehlen kann, wer von Natur ‚Herr‘ ist, wer gewaltthätig in Werk und Gebärde auftritt – was hat der mit Verträgen zu schaffen!“ (GM II 17, KSA 5, 324, 27–30) Die „Eroberer- und Herren-Rasse“ (GM II 17, KSA 5, 324, 22) bedürfe vergemeinschaftender Friedensschlüsse nicht mehr und bewähre sich gerade im *bellum omnium contra omnes*.

**877, 25–28** *Jetzt wird nämlich das fixirt, was von nun an „Wahrheit“ sein soll d. h. es wird eine gleichmässig gültige und verbindliche Bezeichnung der Dinge erfunden*] Schon in dem frühen Fragment *Ueber die Teleologie* erklärt N., unter Verweis auf Demokrit, die Sprachgenese aus einer aus der Bequemlichkeit des Menschen stammenden Konvention. Diese ist Resultat einer unbewussten Konvergenz gleicher Bedürfnisse und Nöte: „Ist es wahr, daß Demokrit die Entstehung der Sprache aus Convenienz behauptet habe?“ (KGW I/4, 62[21], 556) Den konventionellen Ursprung der Sprache behauptet Demokrit gegen Pythagoras’ Auffassung, die Namen seien von Natur aus, vgl. Diels/Kranz 1996, Fr. 68-B26 (vgl. NK 878, 14–16 zum *Kratylos*). Vgl. auch Aristoteles (*De interpretatione*, 16a 19): „ὄνομα μὲν οὖν ἐστὶ φωνὴ σημαντικὴ κατὰ συνθήκην“ („Name‘ ist nun also eine übereinstimmungsgemäß etwas bezeichnende Lautform“, Übersetzung von Zekl 1998, 96–97; vgl. Tomatis 2006, 127). Zur Beziehung zwischen Konvention und Unbewusstheit vgl. 881, 9–15. Dazu vgl. Platon, *Kratylos*, 434e–435c, zur Frage der „συνθήκη“ (Übereinstimmung). Zur Kraft des Vergessens vgl. auch UB II HL 1, KSA 1, 248–257 (vgl. Tomatis 2006, 129).

**877, 33–878, 1** *Er missbraucht die festen Conventionen durch beliebige Vertauschungen oder gar Umkehrungen der Namen.*] Die Struktur der Sprache bedingt für N. die Paradigmen des Bewusstseins und die Modi der Wirklichkeitskonstruktion. Auf der vereinbarten Entsprechung zwischen Sprache und Wirklichkeit, die vom Menschen als ‚natürlich‘ und regelmäßig erfahren wird, gründen die „Gesetze der Wahrheit“ (877, 29) und die arterhaltenden Irrtümer (wie Glaube an Substanz, Realität der Erscheinungen, an den freien Willen, vgl. FW 110, KSA 3, 469). Der Lügner nun unterläuft die vermeintlich natürliche Ordnung der Sprache, sein willkürlicher Umgang mit den Sprachzeichen erscheint als moralisch bedenklich, als Abweichung von der gesellschaftlichen „Überein-

kunft“, die „auf den usuellen Gebrauch von Metaphern gegründet“ ist (NL 1872/73, KSA 7, 19[229], 491, 25–27). N. nennt mit den „beliebigen Vertauschungen oder gar Umkehrungen der Namen“ (877, 34–878, 1) zwei Formen solcher Abweichungen, hinter denen sich die rhetorischen Figuren der Metonymie und Inversion verbergen. Damit bezieht er sich indirekt auf eine in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland rege geführte ästhetisch-poetologische Debatte über eine natürliche Ordnung der Sprache und bereitet zugleich in WL eine Interpretation des Lügners als eines Künstlers und Dichters vor, der die bewegliche Konstitution der Sprache offenlegt.

**878, 5–10** *Sie hassen auch auf dieser Stufe im Grunde nicht die Täuschung, sondern die schlimmen, feindseligen Folgen gewisser Gattungen von Täuschungen. In einem ähnlichen beschränkten Sinne will der Mensch auch nur die Wahrheit. Er begehrt die angenehmen, Leben erhaltenden Folgen der Wahrheit;*] In einer Nachlass-Notiz expliziert N. den psychoempirischen Vorgang des Vorwegnehmens von Folgen: „Man anticipirt die schlimmen Folgen gegenseitiger Lügen. Von hier aus entsteht die Pflicht der Wahrheit. [...] wo die Lüge als angenehm gilt, ist sie erlaubt“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[97], 451, 22–26; vgl. KSA 7, 19[253], 498–499). Begriff und Konzept des Antizipierens, der unbewussten Verstandesoperationen, die jeder moralischen Handlung zugrundeliegen, übernimmt N. aus Zöllners *Über die Natur der Cometen*. Zöllner führt hier die Helmholtzsche Theorie der unbewussten Schlüsse (vgl. die Ausführungen zu Helmholtz im Kapitel zu N.s „Quellen“) auf Schopenhauer zurück und begründet sie mit einem unbewussten Bedürfnis nach Kausalität. N. führt diesen Gedanken weiter, indem er die mit dem unbewussten Schließen verbundene Lust zum Antrieb für immer neue Erkenntnis erklärt (vgl. Orsucci 1994a, 199–200).

**878, 14–16** *decken sich die Bezeichnungen und die Dinge? Ist die Sprache der adäquate Ausdruck aller Realitäten?*] Die Frage nach dem Charakter der außermoralischen Wahrheit wiederholt sich in Form der sprachphilosophischen Grundfrage nach einer *adaequatio*, einer Übereinstimmung zwischen Wort und gegenständlicher Welt. Schon Platon stellt bekanntermaßen im *Kratylos* mit den Gesprächspartnern Kratylos und Hermogenes zwei verschiedene Thesen einander gegenüber, ob sprachliche Bezeichnungen nämlich von Natur aus (*phýsei*, 383b) eine Richtigkeit besitzen oder auf bloßer Übereinkunft und ver-tragsmäßiger Vereinbarung (*nómos*, 384d bzw. *théseis*) beruhen (zur Erklärung des Ursprungs der Sprache aus Konvention vgl. NK 877, 25–28; ausführlich dazu Gerber 1871, 130–131, der v. a. Heymann Steinthal: *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik*, Berlin 1863, und *Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens*, Berlin 1851, referiert). Die alte Streitfrage wird

späterhin auch in den Reflexionen der Sprachphilosophie und Erkenntnistheorie beispielsweise von Herder, Hamann und W. v. Humboldt in einem WL nahen Problemhorizont diskutiert. Bis einschließlich Herder (*Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, 1772) wird diese Frage mit der Deutung der Sprache als *phýsei* beantwortet. Insofern die Sprache vor-konventionalistischen Ursprungs ist, bedeutet sie nach Herder ein adäquates Medium zum intersubjektiven Ausdruck sinnlicher Wahrnehmung (zu N., Herder und der Frage nach einem natürlichen Ursprung der Sprache vgl. Bertino 2011, 112–130).

N. selbst formuliert die Frage nach der Adäquation von Bezeichnungen und Dingen rhetorisch und leitet auf diese Weise die in den folgenden Passagen entwickelte These ein, alle Sprache sei Rhetorik und könne den eigenen anthropomorphen Ursprung nie einholen. Bei Gerber konnte N. lesen: „Nichts ist falscher, als anzunehmen, dass wir durch die Sprache die Dinge in der Welt bezeichnen. Wir haben an der Sprache freilich ein Mittel, um uns mit allen Dingen theoretisch in Verbindung zu setzen, aber ein durchaus künstliches, künstlich in dem doppelten Sinne, dass die Sprache wesentlich nur Menschenwerk ist, Naturgültigkeit nicht besitzt, nur unsere Beziehung zu den Dingen ausdrückt“ (SK, 248).

**878, 19–20** *Wahrheit in der Form der Tautologie*] Insofern für N. Denken und Sprechen nur in gemeinschaftlich vereinbarten Sprachzeichen funktionieren, kann der Mensch zu keinen Erkenntnissen gelangen, die nicht in der Struktur der Sprache schon angelegt wären. Jedes Erkennen ist mithin voreingenommen, ist tautologisch (vgl. eine Notiz aus dem Nachlass: „Die Wahrheit ist dem Menschen gleichgültig: dies zeigt die Tautologie, als die einzig zugängliche Form der Wahrheit“, NL 1872/73, KSA 7, 19[258], 500, 8–9). Aus dieser Stelle in WL lässt sich überdies eine subtile Ironie herauslesen, die sich gegen den aristotelischen Begriff von *tautótes* richtet: Was bei Aristoteles die Einheit des Seins meint (vgl. *Metaphysik*, Δ9, 1018a7), wird bei N. zur bloßen „Illusion[en]“ (878, 21), zur „leeren Hülse[n]“ (878, 20).

**878, 21–25** *Was ist ein Wort? Die Abbildung eines Nervenreizes in Lauten. Von dem Nervenreiz aber weiterzuschliessen auf eine Ursache ausser uns, ist bereits das Resultat einer falschen und unberechtigten Anwendung des Satzes vom Grunde.*] Die Form der Frage „Was ist ein Wort?“ (878, 21) wird sich später in der Frage nach der Wahrheit wiederholen (vgl. 880, 30). N. ironisiert hier das philosophische dialektische Modell, das die *quidditas* eines Gegenstandes hinterfragt, indem er den wesentlich metaphorischen Charakter von Fragemodell und Fragegegenstand unterstreicht. Denn was N. später, in verknappter Anlehnung an Gerbers tropologisches Modell von der Sprachgenese, als metaphorischen Übergang vom Nervenreiz bis zum Laut skizzieren wird (vgl. NK 879, 10–

13), führt er bereits in diesem Passus in den wesentlichen Punkten ein. Ursprung der Sprache, so die sinnesphysiologische Erklärung, ist die unbewusste „ganz subjektive Reizung“ (878, 29), die eine bestimmte physische Verfasstheit des Individuums voraussetzt. Die Reizung als Einwirkung der Objekte auf die Sinnesorgane zu verstehen, die eine Reaktion des Menschen auf die Welt zur Folge hat, würde nach N. dem Verhältnis zwischen Welt und Ich jedoch Kausalität unterstellen, also eine anthropomorphe Abstraktionskategorie – den „Satz vom Grunde“ (878, 24–25) – als wirkliches Verhältnis missdeuten. Auch das Verhältnis zwischen Reiz und Laut ist eines zwischen zwei *materialiter* völlig getrennten Sphären. Die Übersetzungsvorgänge zwischen diesen Sphären problematisiert Gerber ausführlich: „Müsste nicht, wenn vollkommene, genaue Wiedergabe stattfinden sollte, vor Allem das Material, in welchem wiedergegeben werden soll, dasselbe sein, wie dasjenige ist, in welchem die Seele arbeitet? Da es nun aber ein fremdes ist, – der Laut – wie kann da Genaueres herauskommen, als ein Bild?“ (SK, 159; N. übernimmt diese Passage nahezu identisch in seine Rhetorik-Vorlesung, vgl. KGW II/4, 426) Gerber folgert: „Wir fassen also nicht Dinge auf, oder Vorgänge, sondern Reize; wir geben nicht Empfindungen wieder, sondern Bilder von Empfindungen“ (SK, 159). Nicht nur ist der Nervenreiz einem Gegenstand der Wahrnehmung nicht adäquat, auch die „Abbildung eines Nervenreizes“ (878, 22) findet im Laut als in einem anderen Material statt. Vgl. Aristoteles, *De interpretatione*, 16a 3–4: „ἔστι μὲν οὖν τὰ ἐν τῇ φωνῇ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων σύμβολα“ („Es ist nun also das *zur Sprache Gekommene* Ausdruck von Vorgängen im innern Bewußtsein“, Übersetzung von Zekl 1998, 97; vgl. Tomatis 2006, 127).

**878, 27–29** *wie dürften wir doch sagen: der Stein ist hart: als ob uns „hart“ noch sonst bekannt wäre und nicht nur als eine ganz subjektive Reizung!*] N. führt dieses Beispiel, das neben einer Reihe weiterer illustrieren soll, wie beliebig die Sprache allgemeine Bezeichnungen generiert, auch schon in § 3 der *Darstellung der antiken Rhetorik* zur Illustration der Operationsweise der Metonymie an (vgl. KGW II/4, 427). N. greift hier abermals auf Gerber zurück: „wir sagen: der Stein ist h a r t, als ob die Härte etwas Anderes wäre, als ein Urtheil von uns [...] lauter Uebertragungen von unserer Auffassung auf die Wesenheit der Dinge, nach einem, wie wir annehmen, selbstverständlichen Schlusse zu rechtfertigen“ (SK, 384). Ferner konnte er dieses Beispiel bei Lichtenberg 1867, Bd. 1, 87, finden: „Wenn ich sage: dieser Stein ist hart – also erst den Begriff Stein, der mehreren Dingen zukommt, diesem Individuo beilege; alsdann von Härte rede, und nun gar das Hartsein mit dem Stein verbinde – so ist dieses ein solches Wunder von Operation, daß es eine Frage ist, ob bei Verfertigung manches Buches so viel angewandt wird“.

**878, 30–32** *Wir theilen die Dinge nach Geschlechtern ein, wir bezeichnen den Baum als männlich, die Pflanze als weiblich: welche willkürlichen Übertragungen!*] Gerber dient N. erneut als Vorlage: „Die Metapher zeigt sich ferner wirksam in der Bezeichnung des Geschlechts. Zwar verlangt die natürliche Geschlechtsverschiedenheit (sexus), wie die von Mann, Frau; Stier, Kuh; Hengst, Stute auch unterschiedene Bezeichnung durch Wörter, das grammatische Geschlecht aber (genus) hat sich lediglich durch die Metapher ausgebildet und erscheint an sich als ein Luxus der Sprache“ (SK, 379). Zuvor hatte das Beispiel schon in den § 3 von N.s Rhetorik-Vorlesung Eingang gefunden: „Die Metapher zeigt sich in der Bezeichnung des Geschlechtes, das genus im grammatischen Sinn ist ein Luxus der Sprache u. reine Metapher“ (KGW II/4, 427).

**878, 33–879, 1** *Wir reden von einer Schlange: die Bezeichnung trifft nichts als das Sichwinden, könnte also auch dem Wurme zukommen.*] Bei Gerber heißt es: „Wenn nun z. B. die Lateiner das Wort serpens, kriechend, als Bezeichnung der Schlange brauchten, so kann gefragt werden, warum es ihnen nicht etwa ‚Schnecke‘ bedeutete, denn auch diese ist ja serpens, [...] beide: serpens und Schnecke bezeichnen also durch eine nur einseitige Wahrnehmung die ganze und volle Anschauung“ (SK, 365–366). N. übernahm das Beispiel zuvor schon in § 3 seiner Rhetorik-Vorlesung: „serpens die kriechende, aber warum heißt serpens nicht auch Schnecke? Eine einseitige Wahrnehmung tritt ein für die ganze u. volle Anschauung“ (KGW II/4, 426), was der Wirkweise der Synekdoche entspricht.

**879, 1–2** *Welche willkürlichen Abgrenzungen, welche einseitigen Bevorzugungen bald der bald jener Eigenschaft eines Dinges!*] N. zieht das Fazit aus einer Reihe von Beispielen, welche die genuin rhetorische Operationsweise der Sprache verdeutlichen, und verneint damit die zuvor gestellte Frage nach der Adäquation der Sprache (vgl. NK 878, 14–16). Das vom Nervenreiz erzeugte Bild operiert nach N. wie die Synekdoche, d. h. es nimmt eine Eigenschaft des Wahrgenommenen als Ganzes. Mittels einer der Metonymie vergleichbaren Denkoperation wird das so hypostasierte Merkmal als Ursache gesetzt. N. hält sich auch hier an Gerber, der schreibt: „sie [die Seele] nimmt statt des Dinges selbst nur wahr dessen Merkmal, bestimmte Eigenschaften des Dinges, wodurch sie es als ein besonderes von den anderen Dingen unterscheidet“ (SK, 170). Auch: „Die Sprache drückt niemals etwas vollständig aus, sondern hebt überall nur das am meisten hervorstechende, oder ihr so erscheinende Merkmal hervor“ (KGW II/4, 363). N. hatte den Gedanken der Merkmalsselektion schon in § 3 der Rhetorik-Vorlesung übernommen: „Statt der Dinge nimmt die Empfindung nur ein Merkmal auf“

(KGW II/4, 426). Ebenso: „die Sprache drückt niemals etwas vollständig aus, sondern hebt nur ein ihr hervorstechend scheinendes Merkmal hervor“ (KGW II/4, 426).

**879, 5–7** Das „Ding an sich“ (*das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein*) Die Rede vom „Ding an sich“ ruft Kants Unterscheidung zwischen Noumena und Phaenomena auf. Während die Phaenomena die Gegenstände der Intuition sind, stellen die Noumena für Kant die Begriffe dar, von denen der Mensch keine Intuition hat – die „Dinge an sich“. Gleichwohl müssen die Begriffe gedacht werden können, da der Mensch ihrer bedarf, um seine Erfahrung zu strukturieren. Kants viel zitierter Satz aus der *Kritik der reinen Vernunft*: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“ (AA IV, 48), veranschaulicht bündig die wechselseitige Bedingtheit von Noumena und Phaenomena. Wenn N. in einem Nachlass-Notat aus der Entstehungszeit von WL festhält: „Sobald man das Ding an sich erkennen will, so ist es eben diese Welt“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[146], 465, 15–16), dann erfasst er den ersten Halbsatz des Kant-Zitats. Schreibt er: „Wir können vom Ding an sich nichts aussagen, weil wir den Standpunkt des Erkennenden d. h. des Messenden uns unter den Füßen weggezogen haben“ (KSA 7, 19[156], 468, 7–9), so intendiert er damit offensichtlich eine Kritik an Kant, dem er unterstellt, sein Ding an sich erinnere allzu deutlich an die platonischen Ideen. Kant jedoch betont stets die Relationalität des Dings an sich, dem kein vom Menschen unabhängiges Sein zukomme, wie es Platon für seine Ideen postulierte. Für N. – der sich im Sommer 1872 durch die gerade fertiggestellte Habilitationsschrift *Die menschliche Erkenntnis und das Wesen der Dinge* seines Freundes Heinrich Romundt mit Kant und dem „langweilige[n] ‚Ding an sich‘“, dem „rein-inhaltlich-Unbestimmbaren“ (N. an Erwin Rohde, 26. 8. 1872, KSB 4/KGB II/3, Nr. 252, S. 47) auseinandersetzt – ist dies undenkbar, da der Mensch den eigenen beschränkten Erkenntnisapparat niemals zugunsten einer ‚Erkenntnis an sich‘ einklammern könnte (vgl. NK 880, 19 zur „qualitas occulta“).

**879, 7** *Sprachbildner*] Der Begriff des Sprachbildners findet sich wiederholt auch bei Gerber. Ein dort angeführtes Zitat des Sprachwissenschaftlers August Friedrich Pott etwa ähnelt dem Duktus N.s auffallend: „der Sprachforscher“, so Pott, möge „erst wieder Kind oder Naturmensch werden, um wie durch poetisches Ahnen sich wieder zurückzusetzen auf den Standpunkt des Sprachbildners, zu dem Ende, die oft lyrischen Stimmungen, ja dithyrambisch kühnen Sprünge und Flüge der Sprache in ihren Combinationen zu begreifen“ (SK, 182).

**879, 8–10** *Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdrücke die kühnsten Metaphern zu Hilfe.*] Der für WL zentra-

le Begriff der Metapher fällt an dieser Stelle das erste Mal im Text. Er gehört vor allem zum Vokabular des jungen N. und wird zwischen 1872 und 1873 häufig gebraucht. Die Metapher-Definitionen von Aristoteles (*Poetik* und *Rhetorik*) und Cicero (*Academica*) etwa kannte er aus erster Hand. N. erweitert seinen Metaphernbegriff schrittweise: Bereits in GT zeichnen sich hinsichtlich des Begriffs der Metapher Affinitäten zu WL ab, denn N. schreibt, die Metapher sei „für den ächten Dichter nicht eine rhetorische Figur, sondern ein stellvertretendes Bild, das ihm wirklich, an Stelle eines Begriffes, vorschwebt“ (GT 8, KSA 1, 60, 25–27). Der schwebende Charakter dieser intuitiven Metapher, ihr Verhältnis zum Begriff sowie zu ihrer Funktion als rhetorischer Trope spielen eine zentrale Rolle in WL. Auch im Rahmen seiner Basler Rhetorik-Vorlesungen beschäftigt sich N. mit der Metapher, philosophisch setzt er sich mit ihr insbesondere in PHG und WL auseinander. Sein Begriffsverständnis ist maßgeblich von seiner Gerber-Lektüre sowie von seinem altphilologischen Hintergrund geprägt. Der Einfluss der Gerber-Lektüre lässt sich u. a. an der Fragmentgruppe 19 nachvollziehen: Der Begriff der Metapher löst hier (ab NL 1872/73, KSA 7, 19[174], 473, 1–2), zur Beschreibung der Tätigkeit des Philosophen, den bei N. unbestimmteren des Symbols ab (vgl. KSA 7, 19[67], 441, 10). N. gebraucht neben der „Metapher“ anfangs wiederholt den Terminus „Metastase“ (KSA 7, 19[175], 473, 13 u. KSA 7, 19[177], 473, 26), der die physiologische Begründung des menschlichen Übertragungstriebes akzentuiert. Als Synonym verwendet N. häufig den deutschen Ausdruck für *metaphorá*: die „Übertragung“ (vgl. NLex<sup>2</sup>, 243–245).

Sprachwissenschaftliche und sprachphilosophische Gedanken Gerbers zur Metapher haben aber besonders in N.s Rhetorik-Vorlesung Eingang gefunden. In § 3 übernimmt er Gerbers Einsicht, Tropen seien nicht allein bewusste Kunstmittel der Rhetorik, sondern in erster Linie grundlegende unbewusste Operationen bei der Sprachentstehung (vgl. SK, 333). So heißt es dort: „Alle Wörter aber sind an sich u. von Anfang <an>, in Bezug auf ihre Bedeutung Tropen“ (KGW II/4, 426). Gerbers Unterscheidung „zwischen der regelrechten Rede und den sogenannten rhetorischen Figuren“ (KGW II/4, 427) verwirft N. Wie Gerber führt er für die verschiedenen Operationen der Sprache Synekdoche, Metapher und Metonymie an (vgl. KGW II/4, 426–427). Die Metapher, so heißt es hier noch konventionellen Definitionen gemäß, „schafft die Wörter nicht neu, sondern deutet sie um“ (KGW II/4, 427; ebenso bei Gerber in SK, 367–368), was N. mit der Übertragung von natürlichem auf grammatisches Geschlecht belegt. In einem Zitat aus Jean Pauls *Vorschule der Aesthetik* in § 7, das N. Gerber entnimmt (aus SK, 361), klingt jedoch ein grundlegender Gedanke von WL an. So heißt es in dem Zitat, die Metapher schreibe nicht Dinge, sondern die Relationen zu ihnen fest, doch habe sie sich bald „zum eigentl. Ausdrücke entfärben“ müssen (KGW II/4, 443). Die Sprache sei daher nichts

anderes als „ein Wörterbuch erblaßter Metaphern“ (KGW II/4, 443). Dieser Gedanke Jean Pauls ist wesentlich auch für Gerbers evolutionäres Sprachkonzept, in welchem der tropische Charakter der Worte allmählich in Vergessenheit gerät. Die Metapher vom Entfärben eines ursprünglichen Eindrucks nimmt N. auch in WL wieder auf, wo von den „entfärbteren, kühleren Begriffen“ (881, 24) die Rede ist (vgl. dazu auch Wilhelm Wackernagels Vortrag *Über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache*, der sich, 1866 in Basel gehalten, in einer Ausgabe von 1872 in N.s Bibliothek wiederfindet; N. markiert sich die Seite 36, auf der zu lesen ist: „was an der Sprache toeneude Form ist, wird nie mehr so wie vordem charakteristisch mit dem Inhalte zusammenklingen: dafür ist dieselbe jetzt zu einfarbig und entfärbt“ – der „Tonsinn“ (Wackernagel 1872, 36), für Wackernagel ein ursprünglicher Trieb, sucht sich in der Kunst ein neues Betätigungsfeld).

Während für Gerber aber die tropische Struktur von Sprache und Bewusstsein in der synekdochischen Beziehung zwischen Reiz und Laut sowie in der relationalen Bedeutungsvielfalt des Wortes begründet liegt, radikalisiert N. in WL Gerbers Ansatz, insofern er schon den Nervenreiz als Metapher und damit jeden, auch schon den unbewussten Zugriff des Menschen auf die Welt als metaphorisch begreift. Jede Form von Übertragung ist ihm Metapher. „Metapher“ ist also sowohl jedes „Ueberspringen der Sphäre“ (879, 12–13), als auch jede Denkooperation, die (durchaus im aristotelischen Sinne) auf der Wahrnehmung in Analogien beruht („Metapher heißt etwas als gleich behandeln, was man in einem Punkte als ähnlich erkannt hat“, NL 1872/73, KSA 7, 19[249], 498, 1–2; vgl. KSA 7, 19[227], 490). Und nicht zuletzt ist das sprachliche Produkt dieser Denkooperation ‚Metapher‘, wobei sich die Metaphern der einzelnen Übertragungsstufen hinsichtlich ihrer Beweglichkeit, ja Flüssigkeit unterscheiden. Einerseits nämlich ist die individuelle Metapher des Sprachbildners der Vorgänger des verallgemeinerten Begriffs, ist der Begriff eine durch Habitualisierung erstarrte Metapher. Andererseits fungiert die Metapher als lebendiger Antipode zum toten Begriff, der eine Identität zwischen Zeichen und Bezeichnetem postuliert, wo nur Analogie möglich ist. Indem erstarrte Metaphern Anspruch auf Wahrheit erheben, lügen sie für N., was für ein reibungsloses Zurechtfinden in der Welt aber notwendig ist. Die schöpferische Metapher, die einem einzigartigen individuellen Erleben ästhetisch entspricht, darüber hinaus aber nicht vortäuscht, einen adäquaten Zugriff auf Dinge an sich zu haben, bewertet N. positiv. Als schöpferisches Bewusstsein denkt solche „Metapherbildung“ (887, 1) ihr eigenes relationales Wesen stets bejahend mit, wodurch in ihr immer auch Kritik am begrifflichen Sprechen mitschwingt. Sofern die Metapher auf ihre Falschheit verweist, zugleich aber dem schöpferischen „Fundamentaltrieb des Menschen“ (887, 1–2) gerecht wird, ist sie wahrhaftig.

Ihr Wert bemisst sich nach einem „ästhetische[n] Verhalten“ (884, 12; vgl. NK 884, 9–15) im Wortsinne von *aisthánomai*, insofern sie nämlich dem sinnlichen Empfinden gerecht wird.

**879, 10–13** *Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einen Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Ueberspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue.]* Nachweislich kam N. mit ähnlichen Modellen von Sphären-Wechseln bei der Wortbildung schon bei Schopenhauer, Lange und Hartmann in Berührung (vgl. Crawford 1988, 210–211). Ihre Gedanken zur Nichtentsprechung von Sprache und Ding an sich finden sich schon in N.s frühen Aufzeichnungen wieder. Als Vorlage für den Mechanismus eines „Ueberspringen[s] der Sphäre[n]“ (879, 12–13) diente N. in WL Gerbers Konzept der Nervenreizübertragung, das dieser im Rahmen seiner „Kritik der Sprache“ (vgl. SK, 279) entwickelt, deren Aufgabe die Aufdeckung der verdeckten Entstehungsbedingungen der Sprache ist. Die verschiedenen Übertragungsstufen fasst Gerber in einem Satz zusammen: „Wenn nämlich durch ein Hörbares – den Laut – ein Reiz, eine Empfindung dargestellt wird, kann diese Darstellung freilich nur ein Bild sein, [...] und insofern sind alle Empfindungslaute Lautbilder, aber das Bild, welches die Vorstellung entwirft, ist noch ein anderes“ (SK, 174). Die Entwicklung vom Nervenreiz hin zum Wort verläuft bei Gerber in folgenden Schritten: Von einem konstatierten Ding an sich wird ein Reiz ausgelöst, der wiederum eine Empfindung hervorruft, deren Spannung sich in einem Laut entlädt. Das Verhältnis zwischen Empfindung und Laut ist des je anderen Materials wegen arbiträrer Natur und Spielfeld des Kunstinstinktes, der im Laut erstmals die Originalempfindung abbildet. Insofern der Laut nicht das Individuelle, sondern das Allgemeine repräsentiert, operiert er als Synekdoche. So konstatiert Gerber: „die Darstellung lässt nothwendig das Ding ausser Acht, und damit auch die genauere, individuelle Bestimmtheit des Reizes“ (SK, 157). Der Übergang vom Laut zur Vorstellung verläuft gleichfalls arbiträr und mündet mit einer weiteren, nun bewussten Übertragung in der (Wort-)Wurzel als in einer zweiten Bildebene, die den Laut symbolisiert. Das Wort ist für Gerber damit „Bild vom Bild“ der originären Reizempfindung (womit Gerber natürlich auch an die Theorien der Einbildungskraft des 18. Jahrhunderts anknüpft). Er stellt fest, dass „wir in Bildern von Bildern denken“ (SK, 279). Die Übertragungsvorgänge setzen sich bei der Begriffsbildung fort: Da es „der Sprache an eigenen, ursprünglichen Ausdrücken für abstrakt geistige Begriffe“ fehlt, „werden, um sie zu erhalten, [...] den schon vorhandenen Wörtern andere Bedeutungen übertragen“ (SK, 278).

N. verknüpft in WL sein an Gerber geschultes Metaphern-Verständnis (vgl. NK 879, 8–10) mit dessen tropologischem Modell. Anders als Gerber stellt N. (Helmholtz kritisierend) schon den Nervenreiz als willkürliche Übertragungs-

leistung dar (vgl. NK 878, 21–25), vgl.: „Tropen sind’s, nicht unbewußte Schlüsse, auf denen unsre Sinneswahrnehmungen beruhn“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[217], 487, 9–10). Wenn jedoch N. einige Seiten später schreibt, die von den Wissenschaften postulierte „Gesetzmässigkeit der Natur“ (885, 18) sei nichts weiter „als ein höchst subjectives Gebilde“ (885, 19), dann liest sich retrospektiv auch das Erklärungsmodell zur Wortgenese als ironischer Beweis für die den Begriffen eingeschriebene Aporie. Ein wissenschaftlicher Anspruch nämlich, der für die Entstehung der Begriffe in einem Vorbegrifflichen Gesetzmässigkeiten geltend machen will, demaskiert gerade im „vollständige[n] Ueberspringen der Sphäre“ (879, 12–13) zwangsläufig seinen metaphysischen Charakter.

**879, 16** *die Chladnischen Klangfiguren*] Sie tragen ihren Namen nach Ernst Florens Friedrich Chladni, der 1787 die Schrift *Entdeckungen über die Theorie des Klanges* veröffentlicht, in welcher er Klangfiguren darstellt und erläutert. Sie entstehen, indem eine mit Sand bestreute Platte in Schwingung versetzt wird, so dass der Sand Knotenlinien von stehenden Wellen bildet. In WL wie auch in den Fragmenten aus der Entstehungszeit illustrieren Chladni Figuren meist das (konstruierte) Verhältnis zwischen Erscheinungswelt und einer als wirklich angenommenen Welt, wobei N. hier keine Welt der Ideen intendiert, sondern die physische Verfasstheit des Menschen. Wenn die Bilder der Intuition (die Chladnischen Figuren) auch nicht die wirklichen Bilder (die die Figuren verursachenden Töne) getreu wiedergeben, so sind sie durch diese doch bestimmt: „die feinsten Ausstrahlungen von Nerventhätigkeit auf einer Fläche gesehen: sie verhalten sich wie die Chladni’schen Klangfiguren zu dem Klang selbst: so diese Bilder zu der darunter sich bewegenden Nerventhätigkeit“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[79], 446; vgl. KSA 7, 19[140], 464 u. KSA 7, 19[237], 494). Auch Schopenhauer verweist auf Chladni (WWV, Bd. 1, B. 3, Kap. 52, 314). Lichtenberg, dessen Experimente mit Staubfiguren im elektrischen Feld Chladni zu seinen Untersuchungen angeregt hatten, erwähnt Chladni an mehreren Stellen, z. B. Lichtenberg 1867, Bd. 6, 4.

**879, 28** *Wolkenkukuksheim*] Lehnübersetzung des griechischen Νεφέλοκκυκκυσία aus Aristophanes’ Komödie *Die Vögel* (V. 819). Die bei Aristophanes von Vögeln in die Luft gebaute Stadt figuriert als Bild für Phantasiegebilde oder Utopie. Die Übertragung des Begriffs ins Deutsche geht zurück auf Schopenhauer (vgl. WWV, Bd. 1, B. 4, Kap. 53, 321–322; vgl. auch NK KSA 6, 37, 1–4).

**880, 2** *Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nicht-Gleichen.*] Ein in vielen nachgelassenen Fragmenten aus dem Umkreis von WL behandeltes Thema. N. mag hier Anleihen bei Afrikan Spirs *Forschung nach der Gewissheit*

in der Erkenntniss der Wirklichkeit (Leipzig 1869) gemacht haben, wo Spir u. a. Kritik am Kantschen synthetischen Urteil übt (Tomatis 2006, 128; vgl. auch Fazio 1986–1989).

**880, 7–8** *Urform*] Das auch in GT prominente ‚ur‘-Präfix zeigt den Rückgang auf ein originäres Erleben an, das wie das Erleben des Sprachbildners nur in übertragenen Lautbildern dargestellt werden kann. Spielarten in WL sind das „Urerlebniss“ (879, 32), „Urbild[es]“ (883, 19), der „Urklang[es]“ (883, 18), das „Urvermögen“ (883, 27) oder „ursprünglich[en]“ (879, 22). Der Zugang zu diesem Urgrund jeder Erfahrbarkeit ist durch die menschliche Perzeptionsweise bestimmt und ist zugleich Grundlage für die Bildung von ‚Formen‘. Dieser Urgrund hält folglich die Elemente der Intuition und deren mögliche Übertragungen in einen Ausdruck bereit, die sich im Laufe der Zeit sedimentieren. Den Gedanken, dass diese Entwicklung des sprachlichen Artikulationsvermögens nicht nur mit einem Individualitätsverlust des Objekts einhergeht, sondern im Zuge der Subjektwerdung das eigentlich Individuelle auch des Subjekts sich diesem unbewusst entzieht, konnte N. auch bei Gerber ausgesprochen finden (vgl. Kalb 2000, 144–166). Die Aufgabe der Philologie – und womöglich auch der Philosophie – könnte für N. deshalb darin bestehen, Licht auf diese verhüllte Prä-Ebene zu werfen, wie Cosima Wagner (1976, Bd. 1, 170) schon Jahre vor WL in ihrem Tagebuch festhält: „Abends sprechen R. und Pr. Nietzsche über die ersten Begriffe der Sprache, was ersterer scherzhaft Urphilologie treiben nennt“. Die von einer solchen Philologie aufzuspürenden Urformen sind regulative Fiktionen für die Konstruktion von Erfahrung.

**880, 19** *qualitas occulta*] Lat. für: ‚verborgene Eigenschaft‘. Mit der Genese des Begriffs wird eine vermeintliche „Urform“ (880, 7–8), eine „wesenhafte[n] Qualität“ (880, 15) abstrahiert. Sie ist kleinster gemeinsamer Nenner von wahrgenommenen Dingen oder Handlungen, die aufgrund des Metaphertriebes des Menschen als ähnlich erkannt werden bzw. denen Ähnlichkeit unterstellt wird. Um sich in der Welt zurechtzufinden, orientiert sich der Mensch an diesen Abstraktionen so, dass er sie in einer metonymischen Denkbewegung als eigentliche Ursache der auf ihn einströmenden individuellen Bilder nimmt. Diese erscheinen nun als „Abbild“ (880, 10) einer im Verborgenen (im ‚Okkulten‘) liegenden Wesenheit, die nichts anderes ist als das „„Ding an sich““ (879, 6). N. bezweckt hier aber noch anderes. Spricht man von der Qualität eines Dings, dann ist dessen Funktion, d. h. sein relationaler Wert gemeint: „Eine Qualität existirt für uns d. h. gemessen an uns. Ziehen wir das Maaß weg, was ist dann noch Qualität!“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[156], 468, 9–11) Die *qualitates occultae* sind also nicht nur insofern ganz anthropomorphe Kategorien, als sie im individuellen Erleben wurzeln, sondern auch insofern, als gerade sie der

Lebenspraxis unterworfen sind, da der Mensch mit ihnen wie mit Schablonen seinem Weiterleben Form und Orientierung gibt. N. übt hier wiederholt implizite Kritik an Kant, doch auch bei diesem wird bisweilen eine Kritik an willkürlich-externalistischen Bezeichnungen (für eine letzte bewegende Ursache) deutlich, die ein mysteriöses, vom menschlichen Verstand nicht Greifbares aussagen, letztlich aber nur Platzhalter-, Verlegenheitsbegriffe sind: „Diese *qualitas occulta* ist eigentlich das, wenn der bloße Name oder die Wirkung einer uns unbekanten Kraft für die Kraft selber ausgegeben wird“ (Metaphysik Volckmann, AA XXVIII, 432).

Den Begriff der *qualitas occulta* verwenden auch andere von N. im Umkreis von WL konsultierte Autoren häufig, etwa Schopenhauer: „Zu den Vorzügen der Endursachen gehört auch, daß jede wirkende Ursache zuletzt immer auf einem Unerforschlichen, nämlich einer Naturkraft, d. i. einer *qualitas occulta*, beruht, daher sie nur eine relative Erklärung geben kann“ (WWV, Bd. 2, B. 1, Kap. 26, 381). Eduard von Hartmann gebraucht den Begriff im Zusammenhang einer eigenwilligen Auslegung der „Darwin’schen Theorie“, die ihm „vom ästhetischen Standpunkte aus“ als „ungenügend erscheint“ (Hartmann 1869, 223). Darwin komme es allein darauf an, quantitative Verschiebungen im Prozess der Vererbung von Eigenschaften einer Art sichtbar zu machen und zu deuten, das „Wesen“ (Hartmann 1869, 224) aber und die Entstehungsumstände der jeweiligen Eigenschaft bleibe ihm immer eine „*qualitas occulta*“ (Hartmann 1869, 224).

**880, 28–29** *eine dogmatische Behauptung und als solche ebenso unerweislich wie ihr Gegenteil*] Wenn N. in WL jedwede Erkenntnis als anthropomorph deklariert, ist jedem dogmatischen und an sich gültigen Urteil von vornherein der Boden entzogen. Wahrhaftig ist demnach nur ein Denken, das einbekennt, dass alles, es selbst eingeschlossen, begriffsdichterisch ist. Für die Kunst und den Mythos ist dies ein Leichtes, ein philosophischer Essay wie WL aber erliegt unweigerlich dem Dilemma, das der Struktur der Sprache immanent ist. Denn zwar kann sich die Sprache selbst problematisieren; doch jede Problematisierung ist selbst problematisch und ohne festen Standpunkt, da Gegenstand und Mittel der Kritik in eins fallen. N. sucht diesem *regressus* zu entgehen, indem er sich bemüht, in seinen Denkschritten den transitorischen Charakter der Gedanken, die Vorläufigkeit jeder Annahme, die doch zeitweise für wahr gehalten werden muss, immer offenzulegen. Dem Paradox, die Unbegründbarkeit und mögliche Falschheit jeder Behauptung verbindlich behaupten zu wollen, begegnet N. also mit einem Schreibverfahren, das die eigene Unerweislichkeit stets mitreflektiert. Es belegt so gewissermaßen die paradoxe These von der Unhaltbarkeit jeder These, indem es ihr nämlich gestisch zu entsprechen und so eine Kongruenz, eine andere Art von Wahrheit, zu generieren sucht. Später

schreibt er: „Nachdem ich von Jahr zu Jahr mehr gelernt habe, wie schwierig das Finden der Wahrheit ist, bin ich gegen den Glauben, die Wahrheit gefunden zu haben mißtrauisch geworden: er ist ein Haupthinderniß der Wahrheit“ (NL 1876/77, KSA 8, 23[156], 461, 17–20).

**880, 30** *Was ist also Wahrheit?*] N. zitiert mit dieser Frage eine bekannte Figur der Bibel. In Joh 18, 38 stellt Pilatus Jesus skeptisch die, ohne Antwort bleibende, Frage: „Was ist Wahrheit?“ Im *Antichrist* bezieht sich N. explizit auf Pilatus: „Habe ich noch zu sagen, dass im ganzen neuen Testament bloss eine einzige Figur vorkommt, die man ehren muss? Pilatus, der römische Statthalter. [...] Der vornehme Hohn eines Römers, vor dem ein unverschämter Missbrauch mit dem Wort ‚Wahrheit‘ getrieben wird, hat das neue Testament mit dem einzigen Wort bereichert, das Werth hat, – das seine Kritik, seine Vernichtung selbst ist: ‚was ist Wahrheit!‘“ (AC 46, KSA 6, 225, 2–10; vgl. Sommer 2004) Zwar lobt N. den kritischen Impetus von Pilatus' Frage nach der Wahrheit. Doch erkennt er, dass diese Frage, weitergetrieben zu einem Skeptizismus gegen die Erkenntnis, metaphysische Spekulation begünstigt anstatt vor falschen Idolen zu warnen: „Christen-Skepsis. – Pilatus mit seiner Frage: was ist Wahrheit!, wird jetzt gern als Advocat Christi eingeführt, um alles Erkannte und Erkennbare als Schein zu verdächtigen und auf dem schauerlichen Hintergrunde des Nichts-wissen-könnens das Kreuz aufzurichten“ (MA II, KSA 2, 383, 27–384, 3).

N.s Kritik am Begriff der Wahrheit in WL intendiert gerade keine Abwertung einer Welt des Scheins und Unwahren, sondern beurteilt die von Sprachnormen konventionalisierte Wahrheit als lebenserhaltende Fiktion und künstlerische Leistung. Seine Kritik unterscheidet zwar zwei wechselseitig ineinandergreifende Bewegungen bei der Sprachbildung: Die Abstraktion, die zugunsten der Mitteilung lebendige Metaphern in Begriffe einfriert, und die Intuition, welche „die originalen Anschauungsmetaphern“ (883, 23) hervortreibt. Doch unterläuft sie zugleich solche Unterscheidung, da sich ihr eigenes Wahrheitskriterium als unhaltbar, als beweglich erweist. Denn die ganze Rede von metaphorischem Untergrund und begrifflicher Oberfläche ist letztlich nur wieder eine Metapher des bewussten Sprechens für die eigenen unbewussten Voraussetzungen.

**881, 3–4** *Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen*] Die Münzenmetapher für Wort und Sprache besitzt eine reiche Tradition. N. paraphrasiert hier allerdings eine Passage aus Gerber. Dieser schreibt über das Bild der Münze, das er seiner eigenen Angabe zufolge Quintilian und Plutarch entnimmt: „Zweifelloos nämlich weist die Münze an sich ein Kunstwerk auf, aber kaum ist sie geschaffen, so bewirkt die

Allgemeingültigkeit ihres Stoffes allgemeine Benutzung, und sie wird konventionelles Zeichen für Mittheilung und Umtausch von Werthen“ (SK, 109). Die Münze verbildlicht die Verwandlung eines Mediums menschlicher Interaktion durch fortdauernden *usus*. Für Gerber sind Münze wie Sprache zunächst „Kunstwerk“, verlieren aber zu Gunsten reibungsloser Mitteilung die individuelle Prägung, werden „konventionelles Zeichen“. Von einer solchen zeichenhaften Konventionalisierung werden auch „die Wahrheiten“ (880, 34–881, 1) erfasst, deren Form als Bilder und Metaphern graduell in Vergessenheit gerät (vgl. NK 877, 25–28 zur Konvention).

**882, 4–5** *die starre Regelmässigkeit eines römischen Columbariums*] Von lat. *columba*, die Taube. „Columbarium“ meinte entsprechend zunächst Taubenschlag, dann im übertragenen Sinne kleine Nischen in römischen Grabkammern. Synekdochisch wurde der Begriff verwendet für das gesamte Grabbauwerk, dem im 1. Jahrhundert n. Chr. die Funktion zukam, die Asche möglichst vieler Verstorbener aufzubewahren. Das Bild beschreibt in WL, nach welcher formalen Gesetzmässigkeiten sich „der grosse Bau der Begriffe“ (882, 4) erhebt. Indem dem Begriff des Columbariums verschiedene Bezeichnungssprünge, zumal von dem lebendigeren Signifikat Taubenschlag hin zur Grabkammer, eingeschrieben sind, inszeniert er geradezu „das Hart- und Starr-Werden“ (883, 26) der „Anschauungsmetapher“ (882, 2) im Begriff. In 886, 20 liefert N. der Metapher Columbarium unmittelbar eine Übersetzung nach, wenn er in einer Apposition von der „Begräbnisstätte der Anschauung“ spricht. Wie sehr es dem Begriff an Lebendigkeit und Formbarkeit fehlt, verdeutlicht seine Kontrastierung mit dem Bild der Bienenwabe.

**882, 13–14** *Innerhalb dieses Würfelspiels der Begriffe heisst aber „Wahrheit“ – jeden Würfel so zu gebrauchen, wie er bezeichnet ist;*] N. veranschaulicht erneut, auf welcher Beliebigkeit die Genese der Allgemeinbegriffe basiert. Das Bild des Würfelspiels ist schon in der Antike gebräuchlich. Es geht nicht wie oft vermutet auf Heraklit, der mit der Jugend von Ephesus würfelte, sondern auf Platon zurück (*Politeia*, 604c). Dieser lässt Sokrates vom Würfelspiel als von einem nicht beeinflussbaren Spiel sprechen, mit dessen Resultaten, den gefallenen Würfeln, man jedoch vernünftig umgehen könne. In ähnlicher Weise begründet N. auch die Logik als schlüssige „Zeichenlehre“ (GD Die „Vernunft“ in der Philosophie 3, KSA 6, 76, 7), mit welcher der Mensch ungeachtet ihrer prälogischen schöpferischen Voraussetzungen sich selbst „formulirbar, berechenbar“ und die „Welt“ begreifbar zu machen sucht (NL 1887, KSA 12, 9[97], 391, 5–6).

Zum Würfelspiel hatte schon der junge N. ein besonderes Verhältnis. Als Zehnjähriger beschäftigte er sich intensiv mit Würfelspielen, mit denen er in

verschiedenen „Orakelarien“ private wie zeitgeschichtliche künftige Ereignisse in ihrer Kontingenz antizipieren wollte. Dafür rubrizierte er Würfelwürfe und versuchte an ihnen Kommendes abzulesen, indem er den zufällig gewürfelten Ergebnissen eine Gesetzmäßigkeit unterstellte (vgl. KGW I/1, 65–94; dazu Hödl 1997, 97–102).

**882, 17–23** *Wie die Römer und Etrusker sich den Himmel durch starre mathematische Linien zerschnitten und in einen solchermaassen abgegrenzten Raum als in ein templum einen Gott bannten, so hat jedes Volk über sich einen solchen mathematisch zertheilten Begriffshimmel und versteht nun unter der Forderung der Wahrheit, dass jeder Begriffsgott nur in seiner Sphäre gesucht werde.*] Auch Lange schreibt in seiner *Geschichte des Materialismus* von einem jedem Volk zugehörigen und strukturell vergleichbaren „Tempel von Begriffen“ (Lange 1866, 471), der sich einem psychologisch motivierten „geheimen Bautrieb der Menschheit verdankt“ (Lange 1866, 471). Bei N. ist Ursache des „unendlich complicirten Begriffsdomes“ (882, 25–26) ein trügerischer Wahrheitstrieb. Den Ausdruck „Begriffsgott“ (882, 22) konnte N. außerdem bei Gerber finden, der auffallend ähnlich über die Wirkweise der Allgemeinbegriffe schreibt: „Dem Gebiete des Sinnlichen entnommen erscheinen die abstrakten Begriffe [...] als selbstwaltende Mächte, welche in ideeller Allgemeinheit die einzelnen Dinge durchfliessen, bestimmen und beherrschen, personificirt gewissermaassen, wie die Römischen Begriffsgötter, die virtutes zum Beispiel“ (SK, 383). Und auch das Bild von der Sprache als Bauwerk verwendet Gerber häufig: „aus den Werkstücken, welche sie [die Sprache] liefert, erbaut sich der theoretische Geist des Menschen nicht nur seine Wohnungen, sondern auch seine Prachttempel“ (SK, 136).

Das lat. Wort *templum* (von griech. τέμνειν, „schneiden“) meint einen am Himmel abgesteckten Beobachtungsbezirk, in dem die Auguren aus dem Vogelflug ihre Weissagungen gewannen. Analog meint *templum* einen auf der Erde abgesteckten heiligen Bezirk, den „Tempel“. Die Stelle ist wohl inspiriert von Arnobius: *Sieben Bücher wider die Heiden. Aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von Franz Anton von Besnard* (Landshut 1842), wo N., dessen eigene Ausgabe von Lesespuren durchzogen ist, die etruskisch-römische Begriffsgeschichte von *templum* detailliert hat nachlesen können (Arnobius 1842, 472 u. 570). Dass die Limitation, das erst nachträglich sakral begründete Aussondern rechtwinkliger Formen von Grundbesitz, die sich in den *templa* am Himmel widerspiegeln, dem römischen Begriff von gesellschaftlicher Ordnung zugrunde liegt, hat der Althistoriker Heinrich Nissen in *Das Templum. Antiquarische Untersuchungen* (Berlin 1869) rekonstruiert. Wahrscheinlich ist, dass auch N. bei Nissen fündig geworden ist, den er etwa im Vorlesungstext *Der Gottesdienst der Griechen* von 1875/1876 (KGW II/5, 355–520) mehrfach anführt (z. B.

KGW II/5, 370; vgl. dazu Orsucci 1994b, 446–447 u. 477–478), wo sich auch eine knappe Begriffserklärung von „templum“ findet: „templum (tem, wie exemplum zu eximere). Bei Homer heißt τέμενος jedes als Eigenthum abgegrenzte Stück Land, mag es einem Könige Helden oder Gotte gehören, im ersten Fall Privatbesitz, das aus dem Gemeindeland ausgeschieden ist, Il. 6, 194, als solches erblich. Nachdem es keine Könige mehr gab, ist es ganz nur ‚heiliger Bezirk‘“ (KGW II/5, 394). Für Nissen als Quelle spricht hier u. a. der von diesem betonte Gedanke des Nachträglichen, der auch die Pointe der zitierten Textstelle von WL auszumachen scheint: Erst nach der Konstituierung eines Templum werde dieses durch einen individuellen Gott besetzt (vgl. Nissen 1869, 8) – und auch die Wahrheit ist für N. nichts Vorgängiges, sondern besteht darin, einen am „mathematisch zertheilten Begriffshimmel“ (882, 20–21) in einem bestimmten Segment fixierten „Begriffsgott“ (882, 22) wiederzufinden. Nissens Ausführungen zur Etymologie von *templum* werden u. a. auch Ernst Cassirer 2010, 117–119, beeinflussen, der die Raumform als Spiegelung und äußeren Ausdruck einer mythischen Lebensform versteht. Für Martin Heidegger 1977, 310, ist die Sprache „der Bezirk (templum), d. h. das Haus des Seins“.

**882, 27–29** *muss es ein Bau, wie aus Spinnefäden sein, so zart, um von der Welle mit fortgetragen, so fest, um nicht von dem Winde auseinander geblasen zu werden*] Die jahrhundertealte architektonische Metaphorik für Wissen und Sprache überblendet N. mit der, später zu einer wichtigen Metapher der Moderne avancierenden, Metapher eines Netzwerkes. Doch pointiert diese bei N. nicht ein vermeintliches Universalwissen, sondern, darin das eigene Schreibverfahren reflektierend, ein universales Netz von Illusionen. Wie die Spinne operiert der Mensch instinktiv mit dem „Stoffe der Begriffe, die er erst aus sich fabriciren muss“ (882, 32–33), d. h. die er nach einer inneren Gesetzmäßigkeit künstlerisch herstellt. Seine Welterkenntnis vollzieht sich in den selbst produzierten Begriffen, der erkennende Mensch geht sich selbst ‚ins Netz‘. In einer Notiz heißt es entsprechend: „Der Philosoph in den Netzen der Sprache eingefangen“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[135], 463).

**883, 20–21** *den Menschen als Maass an alle Dinge zu halten*] „Der Mensch als Maaß der Dinge ist ebenfalls der Gedanke der Wissenschaft“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[237], 494, 22–23). Platon schreibt diesen Gedanken (den sog. Homomensura-Satz) dem Protagoras zu (*Theaitetos*, 152a): „πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπον εἶναι, τῶν μὲν ὄντων ὡς ἔστι, τῶν δὲ μὴ ὄντων ὡς οὐκ ἔστιν“ („der Mensch sei das Maß aller Dinge, der seienden, wie [daß] sie sind, der nichtseienden, wie [daß] sie nicht sind“, Übersetzung von Schleiermacher 1990, 32–33). Im Rahmen einer Erläuterung der Relativität der Sinnesorgane verweist auch Lange (1866, 236; vgl. Lange 1866, 15 u. 288) auf Protagoras: „Er

gab den Gedanken einer absoluten Wahrheit vollständig auf und gründete sein ganzes System auf den Satz, dass für den Menschen das wahr ist, was ihm wahr scheint, und das gut, was ihm gut scheint“. Dass N. sich mit Protagoras tatsächlich über Lange auseinandersetzte, legt ein Brief von Erwin Rohde vom 4. November 1868 nahe: „Ueberhaupt komme ich immer zur Erkenntniß wie weise jener Sophist war, der trotz alles Gegenredens der ‚Gesunden‘ seiner Zeit behauptete daß der Mensch das Maaß der Dinge sei. Nicht wenig hat mich darin das Langesche Buch (das Du allernächstens wiederbekommst) bestärkt“ (N. an Erwin Rohde, 4. 11. 1868, KSB 4/KGB I/3, Nr. 200, S. 299).

**883, 25–32** *Nur durch das Vergessen jener primitiven Metapherwelt, nur durch das Hart- und Starr-Werden einer ursprünglich in hitziger Flüssigkeit aus dem Urvermögen menschlicher Phantasie hervorströmenden Bildermaße, nur durch den unbesiegbaren Glauben, diese Sonne, dieses Fenster, dieser Tisch sei eine Wahrheit an sich, kurz nur dadurch, dass der Mensch sich als Subjekt und zwar als künstlerisch schaffendes Subjekt vergisst, lebt er mit einiger Ruhe]* Gerber schreibt in ähnlicher Diktion über die Sedimentierung von Wortbedeutungen: „Indem sie nun den Interessen des Lebens dient, vergisst die Sprache ihrer Freiheit und flieht sie; sie erstarrt oder muss doch zu erstarren suchen, denn jene Interessen fordern unwandelbaren, bleibenden Sinn, eine feste Bedeutung, auf die man sich verlassen kann“ (SK, 387; vgl. NK 877, 25–28 zur Konvention). Wie N. affirmiert Gerber aber die sprachschöpferische Intuition als gegenläufige Bewegung zur Erstarrung. Bemerkenswert ist N.s Diskurs über die „Phantasie“ (883, 27) auch insofern, als N. sich hier auf Aristoteles' Theoretisierung der Phantasie in *De anima* (428 a) zu beziehen scheint.

**884, 9–15** *zwischen zwei absolut verschiedenen Sphären wie zwischen Subjekt und Objekt giebt es keine Causalität, keine Richtigkeit, keinen Ausdruck, sondern höchstens ein ästhetisches Verhalten, ich meine eine andeutende Uebertragung, eine nachstammelnde Uebersetzung in eine ganz fremde Sprache. Wozu es aber jedenfalls einer frei dichtenden und frei erfindenden Mittel-Sphäre und Mittelkraft bedarf.]* Bereits in 879, 8–9 hatte N. ausgeführt, wie die Sprache immer nur „die Relationen der Dinge zu den Menschen“ bezeichnet, jede sprachliche Bezugnahme des Menschen auf die Welt also eine theoretische ist. Wie das begriffliche Sprechen und Denken die Wahrnehmung strukturieren, so bedingt die Perzeptionsweise dank ihrer Gleichförmigkeit und Kommunizierbarkeit den Glauben auch an die „Richtigkeit“ (884, 11) der Sprachkonventionen. Allein möglich aber ist für N. „ein ästhetisches Verhalten“ (884, 12), das weder „der adäquate Ausdruck eines Objekts im Subjekt“ (884, 8) noch der augenblickhaften individuellen Intuition ist, sondern sich immer analogisch durch eine „Mittel-Sphäre und Mittelkraft“ (884, 15) ausdrückt. Im Kon-

text von N.s metaphorischer Rede von Oberfläche und Untergrund nimmt diese eine Zwischenposition ein, insofern sie zwischen individuellem „Urvermögen“ (883, 27) und vergemeinschafteten Perzeptionsmustern vermittelt. Ein weiterer Bezug auf Kant lässt sich aus dieser Passage herauslesen: Wenn die „Mittelsphäre“ (884, 15) in der Tat für N. ein Interim zwischen einem Urvermögen und den überindividuellen Perzeptionsmustern ist, das die beiden über eine je eigene Gesetzmäßigkeit verfügenden Bereiche von Subjekt und Objekt zu verbinden sucht, dann kann das „ästhetische[s] Verhalten“ (884, 12) auch als diejenige *conditio aesthetica* der Urteilskraft begriffen werden, die als Mitglied zwischen den Gebieten der Vernunft und des Verstandes fungiert.

**884, 18–19** *Ein Maler, dem die Hände fehlen und der durch Gesang das ihm vorschwebende Bild ausdrücken wollte*] Die Vorstellung von der Sprache als einem synästhetischen Kunstwerk findet sich auch bei Gerber (vgl. SK, 312). Doch auch eine Diderot-Lektüre N.s lässt sich hier vermuten: Wie N.s Maler, so muss auch der Taubstumme in Diderots *Lettre sur les sourds et muets* (1751) dem synästhetischen freien Zusammenspiel der Sinnesorgane und -vermögen vertrauen, um die Koordinaten der eigenen Welterfahrung zu befestigen. Wenn aber für Diderot die „perception des rapports“ als Grundlage der subjektiven Wahrnehmung den Einbezug des Subjekts in „die empirische Welt“ (884, 21) ermöglicht, ist für N. „das Verhältniss eines Nervenreizes zu dem hervorgebrachten Bilde [...] an sich kein nothwendiges“ (884, 22–23), sondern wird dem durch Konvention regulierten Weltbezug unterstellt.

Das paradoxe Bild des Malers ohne Hände taucht in JGB wieder auf, wo N. mit dem Wort vom „Raffael ohne Hände“ (JGB 274, KSA 5, 228, 7) indirekt aus Lessings *Emilia Galotti* zitiert. Der Maler Conti ergeht sich dort in Träumen von einer Unvermitteltheit künstlerischen Ausdrucks, wenn er rhetorisch fragt, ob „Raphael“ nicht „das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden“ (N.s persönliche Ausgabe von Lessing 1867, Bd. 2, 112; die Seiten 110 und 114, Beginn und Ende der ästhetischen Reflexion, markiert N. durch Eselsohren). Während Conti aber eine Ursprünglichkeit des künstlerischen Anschauungsvermögens im Sinn hat („unmittelbar mit den Augen malen“, Lessing 1867, 112), ist für N. die Vorstellung eines ursprünglichen Ausdrucks Illusion, denn Sehen, Besingen oder Malen eines Bildes basieren auf Übertragungsvorgängen und sind nur verschiedene Ausdrucksformen desselben poetischen Kunsttriebes. Zugrunde liegt diesen Reflexionen vermutlich das Prinzip der *ut pictura poesis* (für Weiteres zu diesem Thema vgl. NK KSA 1, 25, 16–17).

Auf diese Lessing-Passage kann N. auch in Friedrich Theodor Vischers *Asthetik* aufmerksam geworden sein, die er gelegentlich heranzog (vgl. Crescenzi 1994, 400; Venturelli 2003, 180–198). Vischer (1851, Bd. 3, 13) merkt dort an:

„Raphael ohne Hände ist gar nicht zu denken, denn hätte er nie wirklich gemalt, so hätte auch sein inneres Malen sich nicht entwickeln, er hätte nicht malerisch erfinden können, und hätte er nicht meisterhaft gemalt, so hätte er nicht malerisch genial erfinden können“. Damit polemisiert Vischer gegen die ‚internalistische‘ Position Schleiermachers, die er in der Position des Malers Conti wiederzuerkennen glaubt (vgl. Vischer 1851, Bd. 3, 12–13). Für N. gibt es keine Kontinuität zwischen einem ästhetischen Bewusstsein und dem künstlerischen Ausdruck: Das „ästhetische[s] Verhalten“ (884, 12) drückt den Kontakt zwischen Bewusstseinsinhalten und künstlerischer Praxis aus.

**884, 23–28** *wenn aber eben dasselbe Bild Millionen Mal hervorgebracht und durch viele Menschengeschlechter hindurch vererbt ist, ja zuletzt bei der gesamten Menschheit jedesmal in Folge desselben Anlasses erscheint, so bekommt es endlich für den Menschen dieselbe Bedeutung, als ob es das einzig nothwendige Bild sei* Die Worte durchlaufen einen Selektionsprozess, für sie gilt wie für die Individuen einer Art Darwins Prämisse vom *survival of the fittest*, vgl.: „Auch bei dem Bilderdenken hat der Darwinismus Recht: das kräftigere Bild verzehrt die geringeren“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[87], 448, 19–20). Von einer „natürlichen Auswahl“ von Begriffen geht schon Max Müller (1863, Bd. 1, 290–291) aus.

**885, 6–7** *nach der Höhe der teleskopischen und nach der Tiefe der mikroskopischen Welt* Der Mensch nimmt kühne Übertragungen vor, die Spielfeld seines Metaphorisierungstriebes sind, weshalb er auch von Objekten, die außerhalb seines sinnlichen Fassungsvermögens liegen, doch bildliche Vorstellungen hat, über die er zu verfügen vermeint und die er als Welt an sich interpretiert. N. wechselt von der teleskopischen hin zur mikroskopischen Perspektive dabei nicht ohne Ironie. Schon in der Eingangsfabel hatte er die „Augen des Weltalls“ (876, 1) effektiv mit dem Pathos von Mensch und Mücke kontrastiert (vgl. NK 875, 16–18), und auch in dieser Passage wird das Verhältnis der Wissenschaft zur Welt mit demjenigen von Vogel, Wurm und Pflanze (885, 15) korreliert. Die „Gesetzmässigkeit“, die „im Sternenlauf und im chemischen Process“ (886, 4–5) scheinbar erkannt wird, ist den Begriffen schon eingeschrieben, die vermeintliche Erkenntnis ist tautologisch. Diese grundsätzliche Unkenntnis der beiden Unendlichkeiten im Großen und im Kleinen wies schon für Pascal gerade auf ein Missverhältnis des Menschen hin (vgl. dazu NK 875, 2–11). In seiner Pascal-Ausgabe unterstreicht und markiert sich N. im Fragment über die „Zwei Unendlichkeiten“ (Pascal 1865, Bd. 2, 62–63) folgende Frage nach dem mittleren Standpunkt der Betrachtung zwischen „zu großer Ferne oder [...] zu großer Nähe“ (Pascal 1865, Bd. 2, 63): „Die Perspektive bezeichnet ihn [den rechten Ort] in der Kunst der Malerei; aber wer soll ihn für die Wahrheit und Moral bezeichnen?“ (Pascal 1865, Bd. 2, 63)

Das kontrastive Bild Mikroskop-Teleskop findet sich bei vielen von den naturwissenschaftlichen Neuerungen beeinflussten Autoren zu N.s Zeit. Auch Lichtenberg, den N. zeitnah zu WL studierte, konnte N. motivische Anregungen geben. In den *Vermischten Schriften* markiert N. die Passage: „Ob ich den Keim in der Eichel mit dem Mikroskop, oder den hundertjährigen Baum mit bloßen Augen ansehe, so bin ich gleich weit vom Anfange. Das Mikroskop dient nur uns noch mehr zu verwirren. So weit wir mit unsern Fernröhren reichen können, sehen wir Sonnen, um die sich wahrscheinlich Planeten drehen. [...] Es könnte ein Wesen geben, dem das uns sichtbare Weltgebäude wie ein glühender Sandhaufen vorkäme“ (Lichtenberg 1867, Bd. 1, 51). Vgl. schon Schopenhauer: „In dieser Eigenschaft ist unser Intellekt einem Teleskop mit einem sehr engen Gesichtsfelde zu vergleichen; weil eben unser Bewußtseyen kein stehendes, sondern ein fließendes ist“ (WWV, Bd. 2, B. 1, Kap. 15, 150).

**885, 17–19** *so würde niemand von einer solchen Gesetzmässigkeit der Natur reden, sondern sie nur als ein höchst subjectives Gebilde begreifen*] N.s Rede von der Gesetzmäßigkeit in der Natur bezieht sich auf einen Diskurs, der sich sowohl in seinen eigenen Schriften schon lange vor WL entwickelt als auch die Lektüre anderer Autoren, zur Hauptsache die Lektüre von Kant, zur Voraussetzung hat. Über N.s Überlegungen gibt insbesondere das Teleologie-Fragment von April/Mai 1868 Auskunft. Zugrunde liegt diesem Fragment Kants *Kritik der Urteilskraft* (vor allem der zweite Teil). N. ist es zur Hauptsache nicht um die subjektive, sondern um die objektive Teleologie zu tun, die für ihn rein anthropomorph ist. Ja schon die Kategorien Raum und Zeit, die Kant für die Prinzipien der Gesetzmäßigkeit voraussetzt, sind für N. „ein höchst subjectives Gebilde“ (885, 19). Es gibt für ihn folglich auch keine gesetzmäßig eingerichtete Natur, sondern nur den menschlichen Intellekt, der seine Begriffe auf die Natur überträgt und in weiteren Übertragungen, das sind aber Metaphern, auf Ideen und eine höhere Vernunft schließt. Der „Ausdruck ‚Gesetzmässigkeit‘“ (MA II, KSA 2, 384, 13–14) ist für N. damit nichts anderes als ein ästhetisches Produkt, „ein letzter Zufluchtswinkel der mythologischen Träumerei“ (KSA 2, 384, 14–15), der allerdings die Tendenz zur Selbstentlarvung schon in sich trägt. Denn zwar regulieren die Konzepte der Wissenschaft den Weltbezug des Menschen solange widerspruchsfrei, wie sie der ihnen unterstellten Gesetzmäßigkeit analog funktionieren. Die naturwissenschaftlichen Begriffe (ähnliche Kritik übt zeitgleich Emil Du Bois-Reymond in seinem Vortrag *Über die Grenzen des Naturerkennens*, 1872) stoßen jedoch dort an ihre Grenzen, wo zur schlüssigen Behauptung der Naturgesetze metaphysische Parameter vorausgesetzt werden müssten. Gerade durch das Motiv des äußeren Zwecks der Natur wird, wie es im Teleologie-Fragment mit Blick auf Kant heißt, die behauptete „strenge Nothwendigkeit von Ursache und Folge [...] fortwährend unterbrochen“ (KGW

I/4, 62[18], 555). Es zeigt sich: „Das Dasein ist mit Wundern durchlöchert“ (KGW I/4, 62[18], 555). Diese Brüche vermögen Staunen und „Misstrauen gegen den Idealismus“ (885, 29) zu erregen.

**885, 23–27** *Also verweisen alle diese Relationen immer nur wieder auf einander und sind uns ihrem Wesen nach unverständlich durch und durch; nur das, was wir hinzubringen, die Zeit, der Raum, also Successionsverhältnisse und Zahlen sind uns wirklich daran bekannt.*] N. übt implizite Kritik am kategoriellen Schema der transzendentalen Logik Kants, das die Möglichkeitsbedingungen von Erkenntnis festschreibt. Indem N. in WL die Sprache nicht nur als Ausdrucksmedium der Logik thematisiert, sondern auch als prälogische Voraussetzung jeder Art von epistemologischer Operation, sucht er die Logik als rein anthropomorphen Begriff zu enttarnen: „Die Logik ist nur die Sklaverei in den Banden der Sprache. Diese aber hat ein unlogisches Element in sich, die Metapher usw.“ (NL 1873, KSA 7, 29[8], 625, 23–25). Folglich sind ihm Kants Kategorien samt ihren Begriffen, das sind vor allem „Zeit Raum und Kausalität [...] nur Erkenntnißmetaphern, mit denen wir die Dinge uns deuten“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[210], 484, 8–9). Für N. sind Kants *a priori* geltende Kategorien aber nicht nur anthropomorphe Kategorienkonstrukte, er zeigt auch die Implikationen dieser Begriffe auf, die über ihren ontologischen Gehalt hinwegtäuschen. Da sie letztlich in einem physischen Defizit des Menschen wurzeln, sind sie eben dem Zweck unterworfen, diesen Mangel zu kompensieren. N. bewertet diese lebenserhaltende Qualität der Begriffe freilich positiv, vgl. JGB 11: „es ist endlich an der Zeit, die Kantische Frage ‚wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?‘ durch eine andre Frage zu ersetzen ‚warum ist der Glaube an solche Urtheile nöthig?‘ – nämlich zu begreifen, dass zum Zweck der Erhaltung von Wesen unsrer Art solche Urtheile als wahr geglaubt werden müssen; weshalb sie natürlich noch falsche Urtheile sein könnten!“ (JGB 11, KSA 5, 25, 27–34)

**885, 31–33** *Strenge und Unverbrüchlichkeit der Zeit- und Raum-Vorstellungen. Diese aber produciren wir in uns und aus uns mit jener Nothwendigkeit, mit der die Spinne spinnt;*] Unsere Welterkenntnis vollzieht sich für N. in unseren zweckmäßig produzierten Begriffen (vgl. NK 882, 27–29). In seinem Handexemplar der *Vermischten Schriften* von Lichtenberg 1867, Bd. 1, 107, finden sich an folgender Stelle Lesespuren: „Wir müssen glauben, daß Alles eine Ursache habe, so wie die Spinne ihr Netz spinnt, um Fliegen zu fangen. Sie thut dieses, ehe sie weiß, daß es Fliegen in der Welt gibt“ (vgl. KGW III 5/2, 1489).

**886, 14** *Metaphern.*] WL 1 endet, der Reinschrift Gersdorffs folgend, mit dem Wort „Metaphern“. In N.s Vorentwurf (Rs, vgl. Abb. 6) schließen nahtlos folgende Zeilen an: „Der Raum ohne Inhalt, die Zeit ohne Inhalt sind jederzeit

mögliche Vorstellungen: jeder Begriff, also eine Metapher ohne Inhalt ist eine Nachahmung dieser ersten Vorstellungen. Zeit Raum u. Kausalität, sodann die Urphantasie der Übertragungen in Bilder: das erste giebt die Materie, das zweite die Qualitäten, an die wir glauben. Gleichniß der Musik. Wie kann man von ihr reden?“ N. scheint hier nicht Kants Reflexionen zu den transzendentalen Kategorien von Raum und Zeit neu zu formulieren, sondern Eduard Hanslicks – in *Vom Musikalisch-Schönen* (1854) formulierte – Kritik an der These von der „Inhaltslosigkeit der Musik“ (Hanslick 1865, 129) aufzugreifen: Nach Hanslick ist die Musik die alleinige Kunstform („die unübersetzbare Ursprache“, Hanslick 1865, 139), die den metaphorisch-transzendentalen Charakter der Raum- und Zeitvorstellungen zum Ausdruck bringen kann. Bezieht man diese frühere Textpassage in die Interpretation von WL mit ein, erscheint die Musik – und nicht mehr die Metapher – als eigentliche Ausdrucksform und Gegenspielerin der Begriffssprache; N. hat diese Textstelle, oder überhaupt den Themenkreis Musik, in die an Gersdorff diktierter Fassung von WL also sicherlich bewusst nicht übernommen und so die autoreflexive Verfasstheit von WL erheblich erhöht.

## 2.

**887, 1–2** *Jener Trieb zur Metapherbildung, jener Fundamentaltrieb des Menschen*] Der „Trieb zur Wahrheit“ (876, 27–28) findet im „Trieb zur Metapherbildung“ (887, 1) sein Pendant. Dieser hat eines seiner Vorbilder in Gerbers „Kunsttrieb“ (SK, 132), welchen dieser in Anlehnung an Schillers Konzeption vom „Spieltrieb“, dem vermittelnden Glied zwischen Stoff- und Formtrieb, formuliert. Der Kunsttrieb zeichnet nach Gerber zunächst den Sprachbildner aus, zugleich aber jeden Menschen, insofern dieser als Sprechender schon wesentlich Künstler ist, da er ein Zeichenrepertoire zu produzieren und zu reproduzieren vermag. Sprache ist für Gerber in erster Linie ‚lebendige‘ Sprache, ist unbewusster Ausdruck von Kunst und Instinkt.

Einen universalen schöpferischen Kunsttrieb, der allen Organismen immanent sei und sich zweckmäßig entfalte, nimmt auch der Darwinist Ernst Haeckel als Ursache ‚schöner‘ Kunstformen der Natur an. Evolution ist in diesem Sinne – wie auch N. sie versteht – die instinktive Entwicklung des ästhetischen Vermögens von Pflanzen, Tieren und Menschen (vgl. Moore 2002, 89–96) – „mit jener Nothwendigkeit, mit der die Spinne spinnt“ (885, 32–33).

**887, 18–24** *Pascal hat Recht, wenn er behauptet, dass wir, wenn uns jede Nacht derselbe Traum käme, davon eben so beschäftigt würden, als von den Dingen, die wir jeden Tag sehen: „Wenn ein Handwerker gewiss wäre jede Nacht zu träumen volle zwölf Stunden hindurch, dass er König sei, so glaube ich, sagt Pascal,*

*dass er eben so glücklich wäre, als ein König welcher alle Nächte während zwölf Stunden träumte er sei Handwerker“.*] N. konnte diese Textstelle in einer Fußnote seiner Ausgabe von Pascal 1865, Bd. 2, 85–86, finden: „Wenn wir jede Nacht dasselbe träumten, so würde uns dieses ebenso beschäftigen, als die Dinge, welche wir jeden Tag sehen; und wenn ein Handwerker gewiß wäre, jede Nacht zu träumen, während zwölf Stunden, daß er König sei, so glaube ich, daß er ebenso glücklich wäre als ein König, welcher alle Nächte während zwölf Stunden träumte, er sei Handwerker.“ Das Zitat stammt aus Pascals *Pensées*, Fr. 386. Nach Pascal gibt es kein inneres Kriterium zur Scheidung von Wach- und Traumzustand, denn in beiden Zuständen sind Empfindungen derselben Intensität möglich. Das Fragment, dem N. dieses Zitat entnimmt, weist neben dem Themenkreis Wachen und Schlaf noch weitere Ähnlichkeiten mit WL auf (Pascal 1865, Bd. 2, 84–89). Pascal stellt einer dogmatischen eine skeptische Sicht auf den Menschen entgegen, der entsprechend mal als „Besitzer der Wahrheit“, mal als „Behälter [...] des Irrthums“ (Pascal 1865, Bd. 2, 87) verstanden wird und letztlich als widerspruchsvolle „Chimäre“ (Pascal 1865, Bd. 2, 87) erscheint: „wir fühlen ein Bild der Wahrheit, und besitzen nur die Lüge“ (Pascal 1865, Bd. 2, 88).

**887, 28–32** *Wenn jeder Baum einmal als Nymphe reden oder unter der Hülle eines Stieres ein Gott Jungfrauen wegschleppen kann, wenn die Göttin Athene selbst plötzlich gesehen wird, wie sie mit einem schönen Gespann in der Begleitung des Pisistratus durch die Märkte Athens fährt*] Nymphen sind weibliche Gottheiten, welche verschiedenste Naturphänomene beseelen, darunter auch Bäume – als „Dryaden“. Der Göttervater Zeus entführte in der Gestalt eines Stieres die phönikische Königstochter Europa nach Kreta. Peisistratos stürmte als Nachfolger Solons und Anführer sozial Deklassierter 560 v. Chr. die Akropolis, wurde verbannt und kehrte bald in Begleitung einer als Athene verkleideten Frau in die Stadt zurück, als deren Schutzgöttin nun Athene ausgerufen wurde.

Der Mythos inszeniert sich als Erzählung von einer „anthropomorphischen Welt“ (886, 23–24), während sich die Wissenschaft Objektivität attestiert. Basierend auf dem Metaphorisierungstrieb als dem wesentlichen Vermögen des Menschen verfahren Mythos und Wissenschaft für N. jedoch analog. Notwendigerweise halten beide „den Menschen als Maass an alle Dinge“ (883, 20–21), jeder ihrer Weltbezüge ist gewissermaßen hypothetischer Vergleich („im Grunde nur die Metamorphose der Welt in den Menschen“, 883, 11–12) mit gleichwohl pragmatischer, lebensdienlicher Ausrichtung: Mythos und Kunst betrachten die Natur, „als ob sie nur die Maskerade der Götter wäre“ (888, 1), und schöpfen daraus Beglückung. Wissenschaft und Philosophie beurteilen die Natur, *als ob* sie gesetzmäßig und sinnvoll eingerichtet wäre, und verschaffen

dem Menschen so ein Gefühl von Sicherheit. Die zahlreichen irrealen Vergleichssätze in WL simulieren gewissermaßen modellhaft verschiedene mythische und wissenschaftliche Welthypothesen.

**888, 8–11** *Der Intellekt, jener Meister der Verstellung, ist so lange frei, und seinem sonstigen Sklavendienste enthoben, als er täuschen kann, ohne zu s c h a d e n und feiert dann seine Saturnalien;*] N. spannt den Bogen zum Eingang von WL. Der Intellekt „als ein Mittel zur Erhaltung des Individuums, entfaltet seine Hauptkräfte in der Verstellung“ (876, 15–16), heißt es dort, auf einer ersten Entwicklungsstufe untersteht die „Verstellungskunst“ (876, 20) des Intellekts dem Gebot von „Noth und Langeweile“ (877, 20). Kunst und Mythos wiederholen in der Fiktion die im unbekümmerten Naturzustand entwickelten menschlichen Praktiken, wobei diese Wiederholung, eingeehgt auf das folgenlose Gebiet der Kunst, zugleich das ‚Unbehagen‘ am Ursprung dieser Praktiken tilgt. In diesem Sinne heißt es schon in GT, die Kunst sei „nicht nur Nachahmung der Naturwirklichkeit, sondern gerade ein metaphysisches Supplement der Naturwirklichkeit [...], zu deren Ueberwindung neben sie gestellt“ (GT 24, KSA 1, 151, 24–26). Kunst und Mythos sind gesellschaftlich sanktionierte Bereiche ästhetischer Erfahrung und für den Intellekt gleichsam ersehnte „Saturnalien“ (888, 11), die als größtes Volksfest der römischen Frühzeit Ständegrenzen vorübergehend aufhoben und den Sklaven die Möglichkeit boten, ungestraft die eigenen Herren zu kritisieren (vgl. MA I, KSA 2, 174, 5–17). Doch die Narrenfreiheit, die Mythos und Kunst dem Intellekt gewähren, wenn sie ihm „das Zeichen der Dienstbarkeit“ (888, 15–16) verhüllen und ihn, der sonst nur „Hilfsmittel“ (876, 4) ist, Wirklichkeit in ästhetischer Übersteigerung vortäuschen lassen, ist, wie auch das römische Fest, zeitlich begrenzte Abweichung vom Regulären und Umkehrung der Wahrheit.

**889, 13** „überfroher Held“] Die Wendung „überfroher Held“ stammt aus der *Götterdämmerung*, dem vierten Teil und dritten und letzten Tag von Wagners *Der Ring des Nibelungen* (1876 uraufgeführt). In der 2. Szene im 3. Aufzug ruft Gunther, der um Hagens Vorhaben weiß, angesichts des Übermuts Siegfrieds seufzend aus: „Du überfroher Held!“ Wie der intuitive Mensch „jene Nöthe nicht sieht“ (889, 13–14), sieht Siegfried den tödlichen Speer Hagens nicht kommen. Bezeichnenderweise trifft ihn der Speer, als er berauscht von „Mären“ aus früheren Tagen erzählt, sich also in entrückter künstlerischer Einstellung befindet. N. besaß Wagners *Gesammelte Schriften und Dichtungen* in neun Bänden (Leipzig 1871–73) mit einem Widmungseintrag von Wagner von Anfang November 1873 im ersten Band. Im zweiten Band ist der Text von *Siegfried's Tod*, wie die *Götterdämmerung* zunächst überschrieben war, enthalten (Wagner 1871). Eine erste Textbuchausgabe von *Der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend* erscheint schon 1863.

**889, 15–19** *Wo einmal der intuitive Mensch, etwa wie im älteren Griechenland seine Waffen gewaltiger und siegreicher führt, als sein Widerspiel, kann sich günstigen Falls eine Kultur gestalten, und die Herrschaft der Kunst über das Leben sich gründen;*] Der Begriff der „Kultur“ fällt hier (in 889, 18 u. 889, 31) das einzige Mal in WL. Als „herrliche Illusion“ (GT 25, KSA 1, 155, 7) macht die Kunst, die innere Artikulation der „Kultur“ (und ihrer verschiedenen Gestalten), „das Dasein überhaupt lebenswerth“ (GT 25, KSA 1, 155, 10–11), in dieser Hinsicht beurteilt N. sie gar mit abstrakten (moralischen) Begriffen: „Wahrhaftigkeit der Kunst: sie ist allein jetzt ehrlich“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[105], 454, 4–5). Der intuitive Mensch erfährt auf diese Weise fortdauernde „Erlösung“ (889, 33), eine Verhüllung der Nöte des Lebens, so dass der Intellekt seinem „Sklavendienste enthoben“ (888, 9) und in einer ganzheitlichen Kultur auch die Wissenschaft freigesetzt wird. Wie der Begriff der Erlösung im religiösen Diskurs stets die Erlösung von Unglück und Bösem meint, so erfährt auch der intuitive Mensch bei N. „ein erhabenes Glück“ (889, 25) und wird mit der Auflösung von herkömmlichen begrifflichen Unterscheidungen auch von alten moralischen Kategorien losgelöst. Die Erlösung des intuitiven Menschen ist für N. aber nicht nur eine Erlösung von konventionellen Kategorien, sondern eine Befreiung auch zu einem neuen Gebrauch dieser Kategorien, die nun am Wert des individuellen Lebens gemessen werden.

**890, 12–14** *Wenn eine rechte Wetterwolke sich über ihn ausgiesst, so hüllt er sich in seinen Mantel und geht langsamen Schrittes unter ihr davon.*] Die Figur des vernünftigen Menschen, der die „Maske mit würdigem Gleichmaasse der Züge“ (890, 10–11) trägt, ist vordergründig nach dem Modell des Stoikers entworfen. N. präsentiert es mit deutlicher Ironie (vgl. Neymeyr 2009). Erwähnenswert ist, dass das an dieser Stelle gezeichnete Bild des „stoischen“ (890, 4) Menschen ein motivliches Vorbild beim Epikureer Horaz besitzt, den N. schon als Schüler schätzte (*Carmen* III, 29, V. 54–55).

Indem der „durch Begriffe sich beherrschende Mensch“ (890, 5) sich im Schlussbild verhüllt, bedeckt er auch jede maßlose Erkenntnis und erträgt fortan wissend (pathetisch) die Illusion. Die Illusionen begleiten aber nicht mehr ungeschieden „alle Aeusserungen eines solchen Lebens“ (889, 21–22), sondern werden bewusst hervorgerufen. In seiner tragischen Unschlüssigkeit, ob er sich mitteilen oder verbergen soll, wird der verhüllte Gelehrte selbst zum Symbol des Prinzips einer *revelatio*, eines Wechselspiels von Ver- und Enthüllung des Sinns, das in WL am Problem der Sprache exemplifiziert wird.

**890, 14** *davon.*] Gersdorffs Reinschrift folgend endet WL 2 hier. In N.s Vorfassung findet sich anschließend eine im Block eingerückte und mit anderer Tinte vermutlich nachträglich flüchtig hinzugefügte, schwer lesbare Passage (vgl.

Abb. 5): „Für beide ist die folgenlose Wahrheit gleich gültig: der Philosoph erscheint wunderbar. Der Philos. als Abnormität. Daher als einsamer Wanderer. Also im Grunde zufällig in einem Volke? Wo e[s][r] sich gegen die Kultur wendet, dann zerstörend. Nachzuweisen, daß die griech. Philosophen nicht beliebig griechische sind.“ Diese Notizen gehören zu N.s Reflexionen über den tragischen und letzten Philosophen, die vorplatonischen Philosophen und das Hellenische aus dem Gedankenkreis der zeitgleich entstehenden Schrift *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen*, vgl. z. B. PHG 1, KSA 1, 808, 25–29; oder PHG 1, KSA 1, 809, 14–19: „nur eine Kultur, wie die griechische, kann [...] die Philosophie überhaupt rechtfertigen, weil sie allein weiß und beweisen kann, warum und wie der Philosoph nicht ein zufälliger beliebiger bald hier- bald dorthin versprengter Wanderer ist“ (vgl. in diesem Zusammenhang auch N.s Vorlesungsaufzeichnung *Die vorplatonischen Philosophen* über philosophische Typen, KGW II/4, 211–2216). Zum romantischen Bild des Philosophen-Wanderers vgl. auch MA I 638, KSA 2, 362–363.

Hinter N.s Bestimmung des „Philos. als Abnormität“ mag sich auch Schopenhauers, v. a. in den *Ergänzungen* theoretisierte, Konzeption des Genies verbergen, das „in einem völlig abnormen, wirklichen Uebermaß von Intellekt“ (WWV, Bd. 2, B. 3, Kap. 31, 444) bestehe (zur Abnormität bei Schopenhauer vgl. Neymeyr 1996); das Zerbrechen des *principium individuationis* vollzieht sich für Schopenhauer durch eine maßlose Aufblähung des Intellekts, bei N. hingegen im Medium einer Sinnenthaltung, die sich durch das Wunderbare manifestiert. Auch eine frühere Schrift kommt in Betracht: Nach *Socrates und die Tragödie* spricht bisweilen „eine wunderbar sich äußernde dämonische Stimme“ (ST, KSA 1, 542, 17–18) durch Sokrates, den „ganz abnormen Menschen“ (ST, KSA 1, 542, 20), und verkehrt, in Gestalt des musiktreibenden Sokrates, zeitweise die Hierarchie von Instinkt und Verstand, Kunst und Wissenschaft.

Auch die Überlegungen Giambattista Vicos in der *Scienza Nuova* (1744) über die philosophische Kultur der Griechen, deren Urgrund das Wunderbare („la maraviglia“, Vico 2000, B. 2, 328) ist, das sich in der „sapienza poetica“ (Vico 2000, 328) ausspricht und in den Wissenschaften manifestiert, mögen N. bekannt gewesen sein und ihm als kontrastive Folie für die Vorstellung des (auch) destruktiven Charakters des ‚wunderbaren Philosophen‘ gedient haben. Die dämonische „unbewußte Weisheit“ (ST, KSA 1, 542, 19) des tragischen Philosophen Sokrates aber schlägt wieder in Misstrauen gegen die tragische Kunst um: Mit ihnen stehen sich die zwei Seiten des Hellenischen gegenüber, die sich in WL im intuitiven und im vernünftigen Menschen konkretisieren.



# Drucktext

Die Textfassung stammt aus NO und wurde unter Berücksichtigung der „Berichtigungen“ aus KGW III 5/2, 1627, aus dem Text der KSA bzw. KGW hergestellt. Die Seitenangaben beziehen sich auf KSA 1 zur Orientierung in der bisher am meisten verbreiteten Ausgabe.

||875||

## 1.

In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Thiere das Erkennen erfanden. Es war die  
5 hochmüthigste und verlogenste Minute der „Weltgeschichte“:  
aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Thiere mussten sterben. –  
So könnte Jemand eine Fabel erfinden und würde doch nicht genügend illustriert haben, wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig,  
10 wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt; es gab Ewigkeiten, in denen er nicht war; wenn es wieder mit ihm vorbei ist, wird sich nichts begeben haben. Denn es giebt für jenen Intellekt keine weitere Mission, die über das Menschenleben hinausführte. Sondern menschlich ist  
15 er, und nur sein Besitzer und Erzeuger nimmt ihn so pathetisch, als ob die Angeln der Welt sich in ihm drehten. Könnten wir uns aber mit der Mücke verständigen, so würden wir vernehmen, dass auch sie mit diesem Pathos durch die Luft schwimmt und in sich das fliegende Centrum dieser Welt fühlt. Es ist nichts so verwerflich  
20 lich und gering in der Natur, was nicht durch einen kleinen Anhauch jener Kraft des Erkennens sofort wie ein Schlauch aufgeschwellt würde; und wie jeder Lastträger seinen Bewunderer haben will, so meint gar der stolzeste Mensch, der Philosoph, von

||876||

allen Seiten die Augen des Weltalls teleskopisch auf sein Handeln und Denken gerichtet zu sehen.

Es ist merkwürdig, dass dies der Intellekt zu Stande bringt, er, der doch gerade nur als Hilfsmittel den unglücklichsten delikatesten vergänglichsten Wesen beigegeben ist, um sie eine Minute

im Dasein festzuhalten; aus dem sie sonst, ohne jene Beigabe, so schnell wie Lessings Sohn zu flüchten allen Grund hätten. Jener mit dem Erkennen und Empfinden verbundene Hochmuth, verblendende Nebel über die Augen und Sinne der Menschen legend, täuscht sie also über den Werth des Daseins, dadurch dass er über das Erkennen selbst die schmeichelhafteste Werthschätzung in sich trägt. Seine allgemeinste Wirkung ist Täuschung – aber auch die einzelsten Wirkungen tragen etwas von gleichem Charakter an sich. 10

Der Intellekt, als ein Mittel zur Erhaltung des Individuums, entfaltet seine Hauptkräfte in der Verstellung; denn diese ist das Mittel, durch das die schwächeren, weniger robusten Individuen sich erhalten, als welchen einen Kampf um die Existenz mit Hörnern oder scharfem Raubthier-Gebiss zu führen versagt ist. Im Menschen kommt diese Verstellungskunst auf ihren Gipfel: hier ist die Täuschung, das Schmeicheln, Lügen und Trügen, das Hinter-dem-Rücken-Reden, das Repräsentiren, das im erborgten Glanze Leben, das Maskirtsein, die verhüllende Convention, das Bühnenspiel vor Anderen und vor sich selbst, kurz das fortwährende Herumflattern um die eine Flamme Eitelkeit so sehr die Regel und das Gesetz, dass fast nichts unbegreiflicher ist, als wie unter den Menschen ein ehrlicher und reiner Trieb zur Wahrheit aufkommen konnte. Sie sind tief eingetaucht in Illusionen und Traumbilder, ihr Auge gleitet nur auf der Oberfläche der Dinge herum und sieht „Formen“, ihre Empfindung führt nirgends in die Wahrheit, sondern begnügt sich Reize zu empfangen und gleichsam ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge zu spielen. Dazu lässt sich der Mensch Nachts, ein Leben hindurch, im Traume belügen, ohne dass sein moralisches Gefühl dies je 15 20 25 30

||877||

zu verhindern suchte: während es Menschen geben soll, die durch starken Willen das Schnarchen beseitigt haben. Was weiss der Mensch eigentlich von sich selbst! Ja, vermöchte er auch nur sich einmal vollständig, hingelegt wie in einen erleuchteten Glaskasten, zu percipiren? Verschweigt die Natur ihm nicht das Allermeiste, selbst über seinen Körper, um ihn, abseits von den Windungen der Gedärme, dem raschen Fluss der Blutströme, den verwickelten Fasererzitterungen, in ein stolzes gauklerisches Bewusstsein zu bannen und einzuschliessen! Sie warf den Schlüssel 5

10 weg: und wehe der verhängnisvollen Neubegier, die durch eine Spalte einmal aus dem Bewusstseinszimmer heraus und hinab zu sehen vermöchte und die jetzt ahnte, dass auf dem Erbarmungslosen, dem Gierigen, dem Unersättlichen, dem Mörderischen der Mensch ruht, in der Gleichgültigkeit seines Nichtwissens, und  
 15 gleichsam auf dem Rücken eines Tigers in Träumen hängend. Woher, in aller Welt, bei dieser Constellation der Trieb zur Wahrheit!

Soweit das Individuum sich gegenüber andern Individuen erhalten will, benutzte es in einem natürlichen Zustande der Dinge den Intellekt zumeist nur zur Verstellung: weil aber der Mensch  
 20 zugleich aus Noth und Langeweile gesellschaftlich und heerdenweise existiren will, braucht er einen Friedensschluss und trachtet darnach dass wenigstens das allergrößte bellum omnium contra omnes aus seiner Welt verschwinde. Dieser Friedensschluss bringt aber etwas mit sich, was wie der erste Schritt zur Erlangung jenes  
 25 räthselhaften Wahrheitstriebes aussieht. Jetzt wird nämlich das fixirt, was von nun an „Wahrheit“ sein soll d. h. es wird eine gleichmässig gültige und verbindliche Bezeichnung der Dinge erfunden und die Gesetzgebung der Sprache giebt auch die ersten Gesetze der Wahrheit: denn es entsteht hier zum ersten Male der  
 30 Contrast von Wahrheit und Lüge: der Lügner gebraucht die gültigen Bezeichnungen, die Worte, um das Unwirkliche als wirklich erscheinen zu machen; er sagt z. B. ich bin reich, während für diesen Zustand gerade „arm“ die richtige Bezeichnung wäre. Er missbraucht die festen Conventionen durch beliebige Vertau-

||878||

schungen oder gar Umkehrungen der Namen. Wenn er dies in eigennütziger und übrigens Schaden bringender Weise thut, so wird ihm die Gesellschaft nicht mehr trauen und ihn dadurch von sich ausschliessen. Die Menschen fliehen dabei das Betrogen-  
 5 werden nicht so sehr, als das Beschädigtwerden durch Betrug. Sie hassen auch auf dieser Stufe im Grunde nicht die Täuschung, sondern die schlimmen, feindseligen Folgen gewisser Gattungen von Täuschungen. In einem ähnlichen beschränkten Sinne will der Mensch auch nur die Wahrheit. Er begehrt die angenehmen, Leben  
 10 erhaltenden Folgen der Wahrheit; gegen die reine folgenlose Erkenntniss ist er gleichgültig, gegen die vielleicht schädlichen und zerstörenden Wahrheiten sogar feindlich gestimmt. Und überdies: wie steht es mit jenen Conventionen der Sprache? Sind sie viel-

leicht Erzeugnisse der Erkenntniss, des Wahrheitssinnes: decken sich die Bezeichnungen und die Dinge? Ist die Sprache der adäquate Ausdruck aller Realitäten? 15

Nur durch Vergesslichkeit kann der Mensch je dazu kommen zu wähnen: er besitze eine Wahrheit in dem eben bezeichneten Grade. Wenn er sich nicht mit der Wahrheit in der Form der Tautologie d. h. mit leeren Hülsen begnügen will, so wird er ewig Illusionen für Wahrheiten einhandeln. Was ist ein Wort? Die Abbildung eines Nervenreizes in Lauten. Von dem Nervenreiz aber weiterzuschliessen auf eine Ursache ausser uns, ist bereits das Resultat einer falschen und unberechtigten Anwendung des Satzes vom Grunde. Wie dürften wir, wenn die Wahrheit bei der Genesis der Sprache, der Gesichtspunkt der Gewissheit bei den Bezeichnungen allein entscheidend gewesen wäre, wie dürften wir doch sagen: der Stein ist hart: als ob uns „hart“ noch sonst bekannt wäre und nicht nur als eine ganz subjektive Reizung! Wir theilen die Dinge nach Geschlechtern ein, wir bezeichnen den Baum als männlich, die Pflanze als weiblich: welche willkürlichen Übertragungen! Wie weit hinausgeflogen über den Canon der Gewissheit! Wir reden von einer Schlange: die Bezeichnung trifft nichts als das Sichwinden, könnte also auch dem Wurme zukom-

20  
25  
30

||879||

men. Welche willkürlichen Abgrenzungen, welche einseitigen Bevorzungen bald der bald jener Eigenschaft eines Dinges! Die verschiedenen Sprachen neben einander gestellt zeigen, dass es bei den Worten nie auf die Wahrheit, nie auf einen adäquaten Ausdruck ankommt: denn sonst gäbe es nicht so viele Sprachen. Das „Ding an sich“ (das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfasslich und ganz und gar nicht erstrebenswerth. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdrücke die kühnsten Metaphern zu Hülfe. Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einen Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Uberspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue. Man kann sich einen Menschen denken, der ganz taub ist und nie eine Empfindung des Tones und der Musik gehabt hat: wie dieser etwa die Chladnischen Klangfiguren im Sande anstaunt, ihre Ursachen im Erzittern der Saite findet und nun darauf schwören wird, jetzt

5  
10  
15

- müsse er wissen, was die Menschen den Ton nennen, so geht es uns allen mit der Sprache. Wir glauben etwas von den Dingen selbst
- 20 zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen. Wie der Ton als Sandfigur, so nimmt sich das räthselhafte X des Dings an sich einmal als Nervenreiz, dann als Bild, endlich als Laut aus.
- 25 Logisch geht es also jedenfalls nicht bei der Entstehung der Sprache zu, und das ganze Material worin und womit später der Mensch der Wahrheit, der Forscher, der Philosoph arbeitet und baut, stammt, wenn nicht aus Wolkenkukuksheim, so doch jedenfalls nicht aus dem Wesen der Dinge.
- 30 Denken wir besonders noch an die Bildung der Begriffe: jedes Wort wird sofort dadurch Begriff, dass es eben nicht für das einmalige ganz und gar individualisirte Urerlebniss, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder weniger ähnliche, d. h. streng ge-

||880||

- nommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muss. Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nicht-Gleichen. So gewiss nie ein Blatt einem anderen ganz gleich ist, so gewiss ist der Begriff Blatt durch beliebiges Fallenlassen dieser individuellen
- 5 Verschiedenheiten, durch ein Vergessen des Unterscheidenden gebildet und erweckt nun die Vorstellung, als ob es in der Natur ausser den Blättern etwas gäbe, das „Blatt“ wäre, etwa eine Urform, nach der alle Blätter gewebt, gezeichnet, abgezirkelt, gefärbt, gekräuselt, bemalt wären, aber von ungeschickten Händen,
- 10 so dass kein Exemplar korrekt und zuverlässig als treues Abbild der Urform ausgefallen wäre. Wir nennen einen Menschen ehrlich; warum hat er heute so ehrlich gehandelt? fragen wir. Unsere Antwort pflegt zu lauten: seiner Ehrlichkeit wegen. Die Ehrlichkeit! das heisst wieder: das Blatt ist die Ursache der Blätter. Wir
- 15 wissen ja gar nichts von einer wesenhaften Qualität, die die Ehrlichkeit hiesse, wohl aber von zahlreichen individualisirten, somit ungleichen Handlungen, die wir durch Weglassen des Ungleichen gleichsetzen und jetzt als ehrliche Handlungen bezeichnen; zuletzt formuliren wir aus ihnen eine qualitas occulta mit dem Namen:
- 20 die Ehrlichkeit.

Das Uebersehen des Individuellen und Wirklichen giebt uns den Begriff, wie es uns auch die Form giebt, wohingegen die Natur

keine Formen und Begriffe, also auch keine Gattungen kennt, sondern nur ein für uns unzugängliches und undefinirbares X. Denn auch unser Gegensatz von Individuum und Gattung ist anthropomorphisch und entstammt nicht dem Wesen der Dinge, wenn wir auch nicht zu sagen wagen, dass er ihm nicht entspricht: das wäre nämlich eine dogmatische Behauptung und als solche ebenso unerweislich wie ihr Gegentheil. 25

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahr- 30

||881||

heiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen. Wir wissen immer noch nicht, woher der Trieb zur Wahrheit stammt: denn bis jetzt haben wir nur von der Verpflichtung gehört, die die Gesellschaft, um zu existiren, stellt, wahrhaft zu sein, d. h. die usuellen Metaphern zu brauchen, also moralisch ausgedrückt: von der Verpflichtung nach einer festen Convention zu lügen, schaarrenweise in einem für alle verbindlichen Stile zu lügen. Nun vergisst freilich der Mensch, dass es so mit ihm steht; er lügt also in der bezeichneten Weise unbewusst und nach hundertjährigen Gewöhnungen – und kommt eben durch diese Unbewusstheit, eben durch dies Vergessen zum Gefühl der Wahrheit. An dem Gefühl verpflichtet zu sein, ein Ding als roth, ein anderes als kalt, ein drittes als stumm zu bezeichnen, erwacht eine moralische auf Wahrheit sich beziehende Regung: aus dem Gegensatz des Lügners, dem Niemand traut, den alle ausschliessen, demonstrirt sich der Mensch das Ehrwürdige, Zutrauliche und Nützliche der Wahrheit. Er stellt jetzt sein Handeln als vernünftiges Wesen unter die Herrschaft der Abstractionen: er leidet es nicht mehr, durch die plötzlichen Eindrücke, durch die Anschauungen fortgerissen zu werden, er verallgemeinert alle diese Eindrücke erst zu entfärbteren, kühleren Begriffen, um an sie das Fahrzeug seines Lebens und Handelns anzuknüpfen. Alles, 25

was den Menschen gegen das Thier abhebt, hängt von dieser Fähigkeit ab, die anschaulichen Metaphern zu einem Schema zu verflüchtigen, also ein Bild in einen Begriff aufzulösen; im Bereich jener Schemata nämlich ist etwas möglich, was niemals unter den  
 30 anschaulichen ersten Eindrücken gelingen möchte: eine pyramidale Ordnung nach Kasten und Graden aufzubauen, eine neue Welt von Gesetzen, Privilegien, Unterordnungen, Gränzbestimmungen zu schaffen, die nun der anderen anschaulichen Welt der ersten Eindrücke gegenübertritt, als das Festere, Allgemeinere,

||882||

Bekanntere, Menschlichere und daher als das Regulirende und Imperativische. Während jede Anschauungsmetapher individuell und ohne ihres Gleichen ist und deshalb allem Rubriciren immer zu entfliehen weiss, zeigt der grosse Bau der Begriffe die starre  
 5 Regelmässigkeit eines römischen Columbariums und athmet in der Logik jene Strenge und Kühle aus, die der Mathematik zu eigen ist. Wer von dieser Kühle angehaucht wird, wird es kaum glauben, dass auch der Begriff, knöchern und Seckig wie ein Würfel und versetzbar wie jener, doch nur als das Residuum  
 10 einer Metapher übrig bleibt, und dass die Illusion der künstlerischen Uebertragung eines Nervenreizes in Bilder, wenn nicht die Mutter so doch die Grossmutter eines jeden Begriffs ist. Innerhalb dieses Würfelspiels der Begriffe heisst aber „Wahrheit“ – jeden Würfel so zu gebrauchen, wie er bezeichnet ist; genau seine Augen zu zählen, richtige Rubriken zu bilden und nie  
 15 gegen die Kastenordnung und gegen die Reihenfolge der Rangklassen zu verstossen. Wie die Römer und Etrusker sich den Himmel durch starre mathematische Linien zerschnitten und in einen solchermaassen abgegrenzten Raum als in ein templum einen Gott  
 20 bannten, so hat jedes Volk über sich einen solchen mathematisch zertheilten Begriffshimmel und versteht nun unter der Forderung der Wahrheit, dass jeder Begriffsgott nur in seiner Sphäre gesucht werde. Man darf hier den Menschen wohl bewundern als ein gewaltiges Baugenie, dem auf beweglichen Fundamenten und  
 25 gleichsam auf fliessendem Wasser das Aufthürmen eines unendlich complicirten Begriffsdomes gelingt; freilich, um auf solchen Fundamenten Halt zu finden, muss es ein Bau, wie aus Spinnfäden sein, so zart, um von der Welle mit fortgetragen, so fest, um nicht von dem Winde auseinander geblasen zu werden. Als Bau-

genie erhebt sich solcher Maassen der Mensch weit über die Biene: diese baut aus Wachs, das sie aus der Natur zusammenholt, er aus dem weit zarteren Stoffe der Begriffe, die er erst aus sich fabriciren muss. Er ist hier sehr zu bewundern – aber nur nicht wegen seines Triebes zur Wahrheit, zum reinen Erkennen der Dinge. 30

||883||

Wenn Jemand ein Ding hinter einem Busche versteckt, es eben dort wieder sucht und findet, so ist an diesem Suchen und Finden nicht viel zu rühmen: so aber steht es mit dem Suchen und Finden der „Wahrheit“ innerhalb des Vernunft-Bezirktes. Wenn ich die Definition des Säugethiers mache und dann erkläre, nach Besichtigung eines Kameels: Siehe, ein Säugethier, so wird damit eine Wahrheit zwar an das Licht gebracht, aber sie ist von begränztem Werthe, ich meine, sie ist durch und durch anthropomorphisch und enthält keinen einzigen Punkt, der „wahr an sich“, wirklich und allgemeingültig, abgesehen von dem Menschen, wäre. Der Forscher nach solchen Wahrheiten sucht im Grunde nur die Metamorphose der Welt in den Menschen; er ringt nach einem Verstehen der Welt als eines menschenartigen Dinges und erkämpft sich besten Falls das Gefühl einer Assimilation. Aehnlich wie der Astrolog die Sterne im Dienste der Menschen und im Zusammenhange mit ihrem Glück und Leide betrachtet, so betrachtet ein solcher Forscher die ganze Welt als geknüpft an den Menschen, als den unendlich gebrochenen Wiederklang eines Urklanges, des Menschen, als das vervielfältigte Abbild des einen Urbildes, des Menschen. Sein Verfahren ist: den Menschen als Maass an alle Dinge zu halten, wobei er aber von dem Irrthume ausgeht, zu glauben, er habe diese Dinge unmittelbar als reine Objekte vor sich. Er vergisst also die originalen Anschauungsmetaphern als Metaphern und nimmt sie als die Dinge selbst. 5 10 15 20

Nur durch das Vergessen jener primitiven Metapherwelt, nur durch das Hart- und Starr-Werden einer ursprünglich in hitziger Flüssigkeit aus dem Urvermögen menschlicher Phantasie hervorströmenden Bildermaße, nur durch den unbesiegbaren Glauben, diese Sonne, dieses Fenster, dieser Tisch sei eine Wahrheit an sich, kurz nur dadurch, dass der Mensch sich als Subjekt und zwar als künstlerisch schaffendes Subjekt vergisst, lebt er mit einiger Ruhe, Sicherheit und Consequenz; wenn er einen Augenblick nur aus den Gefängniswänden dieses Glaubens heraus könnte, so wäre es sofort mit seinem „Selbstbewusstsein“ 25 30

||884||

vorbei. Schon dies kostet ihm Mühe, sich einzugestehen, wie das Insekt oder der Vogel eine ganz andere Welt percipiren als der Mensch, und dass die Frage, welche von beiden Weltperceptionen richtiger ist, eine ganz sinnlose ist, da hierzu bereits mit dem

5 Maassstabe der richtigen Perception d. h. mit einem nicht vorhandenen Maassstabe gemessen werden müsste. Ueberhaupt aber scheint mir die richtige Perception – das würde heissen der adäquate Ausdruck eines Objekts im Subjekt – ein widerspruchsvolles Unding: denn zwischen zwei absolut verschie-

10 denen Sphären wie zwischen Subjekt und Objekt giebt es keine Causalität, keine Richtigkeit, keinen Ausdruck, sondern höchstens ein ästhetisches Verhalten, ich meine eine andeutende Uebertragung, eine nachstammelnde Uebersetzung in eine ganz fremde Sprache. Wozu es aber jedenfalls einer frei dichtenden und

15 frei erfindenden Mittel-Sphäre und Mittelkraft bedarf. Das Wort Erscheinung enthält viele Verführungen, weshalb ich es möglichst vermeide: denn es ist nicht wahr, dass das Wesen der Dinge in der empirischen Welt erscheint. Ein Maler, dem die Hände fehlen und der durch Gesang das ihm vorschwebende Bild ausdrücken wollte,

20 wird immer noch mehr bei dieser Vertauschung der Sphären ver-rathen, als die empirische Welt vom Wesen der Dinge verräth. Selbst das Verhältniss eines Nervenreizes zu dem hervorgebrachten Bilde ist an sich kein nothwendiges; wenn aber eben dasselbe Bild Millionen Mal hervorgebracht und durch viele Menschen-

25 geschlechter hindurch vererbt ist, ja zuletzt bei der gesammten Menschheit jedesmal in Folge desselben Anlasses erscheint, so bekommt es endlich für den Menschen dieselbe Bedeutung, als ob es das einzig nothwendige Bild sei und als ob jenes Verhältniss des ursprünglichen Nervenreizes zu dem hergebrachten Bilde ein

30 strenges Causalitätsverhältniss sei; wie ein Traum, ewig wiederholt, durchaus als Wirklichkeit empfunden und beurtheilt werden würde. Aber das Hart- und Starr-Werden einer Metapher verbürgt durchaus nichts für die Nothwendigkeit und ausschliessliche Berechtigung dieser Metapher.

||885||

Es hat gewiss jeder Mensch, der in solchen Betrachtungen heimisch ist, gegen jeden derartigen Idealismus ein tiefes Misstrauen empfunden, so oft er sich einmal recht deutlich von der

ewigen Consequenz, Allgegenwärtigkeit und Unfehlbarkeit der Naturgesetze überzeugte; er hat den Schluss gemacht: hier ist alles, soweit wir dringen, nach der Höhe der teleskopischen und nach der Tiefe der mikroskopischen Welt, so sicher, ausgebaut, endlos, gesetzmässig und ohne Lücken; die Wissenschaft wird ewig in diesen Schachten mit Erfolg zu graben haben und alles Gefundene wird zusammenstimmen und sich nicht widersprechen. Wie wenig gleicht dies einem Phantasieerzeugniss: denn wenn es dies wäre, müsste es doch irgendwo den Schein und die Unrealität errathen lassen. Dagegen ist einmal zu sagen: hätten wir noch, jeder für sich eine verschiedenartige Sinnesempfindung, könnten wir selbst nur bald als Vogel, bald als Wurm, bald als Pflanze percipiren, oder sähe der eine von uns denselben Reiz als roth, der andere als blau, hörte ein Dritter ihn sogar als Ton, so würde niemand von einer solchen Gesetzmässigkeit der Natur reden, sondern sie nur als ein höchst subjectives Gebilde begreifen. Sodann: was ist für uns überhaupt ein Naturgesetz; es ist uns nicht an sich bekannt, sondern nur in seinen Wirkungen d. h. in seinen Relationen zu anderen Naturgesetzen, die uns wieder nur als Relationen bekannt sind. Also verweisen alle diese Relationen immer nur wieder auf einander und sind uns ihrem Wesen nach unverständlich durch und durch; nur das, was wir hinzubringen, die Zeit, der Raum, also Successionsverhältnisse und Zahlen sind uns wirklich daran bekannt. Alles Wunderbare aber, das wir gerade an den Naturgesetzen anstaunen, das unsere Erklärung fordert und uns zum Misstrauen gegen den Idealismus verführen könnte, liegt gerade und ganz allein nur in der mathematischen Strenge und Unverbrüchlichkeit der Zeit- und Raum-Vorstellungen. Diese aber produciren wir in uns und aus uns mit jener Nothwendigkeit, mit der die Spinne spinnt; wenn wir gezwungen sind, alle Dinge nur unter diesen Formen zu begreifen, so ist es dann

||886||

nicht mehr wunderbar, dass wir an allen Dingen eigentlich nur eben diese Formen begreifen: denn sie alle müssen die Gesetze der Zahl an sich tragen, und die Zahl gerade ist das Erstaunlichste in den Dingen. Alle Gesetzmässigkeit, die uns im Sternenlauf und im chemischen Process so imponirt, fällt im Grund mit jenen Eigenschaften zusammen, die wir selbst an die Dinge heranbringen, so dass wir damit uns selber imponiren. Dabei ergiebt sich

allerdings, dass jene künstlerische Metapherbildung, mit der in uns jede Empfindung beginnt, bereits jene Formen voraussetzt,  
 10 also in ihnen vollzogen wird; nur aus dem festen Verharren dieser Urformen erklärt sich die Möglichkeit, wie nachher wieder aus den Metaphern selbst ein Bau der Begriffe constituirt werden sollte. Dieser ist nämlich eine Nachahmung der Zeit- Raum- und Zahlenverhältnisse auf dem Boden der Metaphern.

15

## 2.

An dem Bau der Begriffe arbeitet ursprünglich, wie wir sahen, die Sprache, in späteren Zeiten die Wissenschaft. Wie die Biene zugleich an den Zellen baut und die Zellen mit Honig füllt, so arbeitet die Wissenschaft unaufhaltsam an jenem grossen  
 20 Columbarium der Begriffe, der Begräbnisstätte der Anschauung, baut immer neue und höhere Stockwerke, stützt, reinigt, erneuert die alten Zellen, und ist vor allem bemüht, jenes in's Ungeheure aufgethürmte Fachwerk zu füllen und die ganze empirische Welt d. h. die anthropomorphische Welt hineinzuzuordnen. Wenn schon  
 25 der handelnde Mensch sein Leben an die Vernunft und ihre Begriffe bindet, um nicht fortgeschwemmt zu werden und sich nicht selbst zu verlieren, so baut der Forscher seine Hütte dicht an dem Thurmbau der Wissenschaft, um an ihm mithelfen zu können und selbst Schutz unter dem vorhandenen Bollwerk zu finden. Und  
 30 Schutz braucht er: denn es giebt furchtbare Mächte, die fortwährend auf ihn eindringen, und die der wissenschaftlichen Wahrheit ganz anders geartete „Wahrheiten“ mit den verschiedenartigsten Schildzeichen entgegenhalten.

||887||

Jener Trieb zur Metapherbildung, jener Fundamentaltrieb des Menschen, den man keinen Augenblick wegrechnen kann, weil man damit den Menschen selbst wegrechnen würde, ist dadurch, dass aus seinen verflüchtigten Erzeugnissen, den Begriffen, eine  
 5 reguläre und starre neue Welt als eine Zwingburg für ihn gebaut wird, in Wahrheit nicht bezwungen und kaum gebändigt. Er sucht sich ein neues Bereich seines Wirkens und ein anderes Flussbette und findet es im Mythos und überhaupt in der Kunst. Fortwährend verwirrt er die Rubriken und Zellen der Begriffe dadurch  
 10 dass er neue Uebertragungen, Metaphern, Metonymien hinstellt, fortwährend zeigt er die Begierde, die vorhandene Welt des

wachen Menschen so bunt unregelmässig folgenlos unzusammenhängend, reizvoll und ewig neu zu gestalten, wie es die Welt des Traumes ist. An sich ist ja der wache Mensch nur durch das starre und regelmässige Begriffsgespinnst darüber im Klaren, dass er wache, und kommt eben deshalb mitunter in den Glauben, er träume, wenn jenes Begriffsgespinnst einmal durch die Kunst zerissen wird. Pascal hat Recht, wenn er behauptet, dass wir, wenn uns jede Nacht derselbe Traum käme, davon eben so beschäftigt würden, als von den Dingen, die wir jeden Tag sehen: „Wenn ein Handwerker gewiss wäre jede Nacht zu träumen volle zwölf Stunden hindurch, dass er König sei, so glaube ich, sagt Pascal, dass er eben so glücklich wäre, als ein König welcher alle Nächte während zwölf Stunden träumte er sei Handwerker“. Der wache Tag eines mythisch erregten Volkes, etwa der älteren Griechen, ist durch das fortwährend wirkende Wunder, wie es der Mythos annimmt, in der That dem Traume ähnlicher als dem Tag des wissenschaftlich ernüchterten Denkers. Wenn jeder Baum einmal als Nymphe reden oder unter der Hülle eines Stieres ein Gott Jungfrauen wegschleppen kann, wenn die Göttin Athene selbst plötzlich gesehen wird, wie sie mit einem schönen Gespann in der Begleitung des Pisistratus durch die Märkte Athens fährt – und das glaubte der ehrliche Athener – so ist in jedem Augenblicke, wie im Traume, alles möglich, und die ganze Natur umschwärmt

||888||

den Menschen, als ob sie nur die Maskerade der Götter wäre, die sich nur einen Scherz daraus machten, in allen Gestalten den Menschen zu täuschen.

Der Mensch selbst aber hat einen unbesiegbaren Hang, sich täuschen zu lassen und ist wie bezaubert vor Glück, wenn der Rhapsode ihm epische Märchen wie wahr erzählt oder der Schauspieler im Schauspiel den König noch königlicher agirt, als ihn die Wirklichkeit zeigt. Der Intellekt, jener Meister der Verstellung, ist so lange frei, und seinem sonstigen Sklavendienste enthoben, als er täuschen kann, ohne zu schaden und feiert dann seine Saturnalien; nie ist er üppiger, reicher, stolzer, gewandter und verwegener. Mit schöpferischem Behagen wirft er die Metaphern durcheinander und verrückt die Gränzsteine der Abstraktion, so dass er z. B. den Strom als den beweglichen Weg bezeichnet, der den Menschen trägt, dorthin, wohin er sonst geht. Jetzt hat er das

Zeichen der Dienstbarkeit von sich geworfen: sonst mit trübsinniger Geschäftigkeit bemüht, einem armen Individuum, dem es nach Dasein gelüftet, den Weg und die Werkzeuge zu zeigen und wie ein Diener für seinen Herrn auf Raub und Beute ausziehend ist er jetzt zum Herrn geworden und darf den Ausdruck der Bedürftigkeit aus seinen Mienen wegwischen. Was er jetzt auch thut, Alles trägt im Vergleich mit seinem früheren Thun die Verstellung, wie das frühere die Verzerrung an sich. Er copirt das Menschenleben, nimmt es aber für eine gute Sache und scheint mit ihm sich recht zufrieden zu geben. Jenes ungeheure Gebälk und Bretterwerk der Begriffe, an das sich klammernd der bedürftige Mensch sich durch das Leben rettet, ist dem freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und ein Spielzeug für seine verwegenen Kunststücke: und wenn er es zerschlägt, durcheinanderwirft, ironisch wieder zusammensetzt, das Fremdeste paarend und das Nächste trennend, so offenbart er, dass er jene Nothbehelfe der Bedürftigkeit nicht braucht, und dass er jetzt nicht von Begriffen sondern von Intuitionen geleitet wird. Von diesen Intuitionen ausgeht kein regelmässiger Weg in das Land der gespenstischen

||889||

Schemata, der Abstraktionen: für sie ist das Wort nicht gemacht, der Mensch verstummt, wenn er sie sieht, oder redet in lauter verbotenen Metaphern und unerhörten Begriffsfügungen, um wenigstens durch das Zertrümmern und Verhöhnern der alten Begriffsschranken dem Eindrucke der mächtigen gegenwärtigen Intuition schöpferisch zu entsprechen.

Es giebt Zeitalter, in denen der vernünftige Mensch und der intuitive Mensch neben einander stehen, der eine in Angst vor der Intuition, der andere mit Hohn über die Abstraction; der letztere eben so unvernünftig, als der erstere unkünstlerisch ist. Beide begehren über das Leben zu herrschen: dieser, indem er durch Vorsorge, Klugheit, Regelmässigkeit den hauptsächlichsten Nöthen zu begegnen weiss, jener indem er als ein „überfroher Held“ jene Nöthe nicht sieht und nur das zum Schein und zur Schönheit verstellte Leben als real nimmt. Wo einmal der intuitive Mensch, etwa wie im älteren Griechenland seine Waffen gewaltiger und siegreicher führt, als sein Widerspiel, kann sich günstigen Falls eine Kultur gestalten, und die Herrschaft der Kunst über das Leben sich gründen; jene Verstellung, jenes Verläugnen der Be-

dürftigkeit, jener Glanz der metaphorischen Anschauungen und überhaupt jene Unmittelbarkeit der Täuschung begleitet alle Aeusserungen eines solchen Lebens. Weder das Haus, noch der Schritt, noch die Kleidung, noch der thönerne Krug verrathen, dass die Nothdurft sie erfand; es scheint so als ob in ihnen allen ein erhabenes Glück und eine olympische Wolkenlosigkeit und gleichsam ein Spielen mit dem Ernste ausgesprochen werden sollte. Während der von Begriffen und Abstractionen geleitete Mensch durch diese das Unglück nur abwehrt, ohne selbst aus den Abstractionen sich Glück zu erzwingen, während er nach möglichster Freiheit von Schmerzen trachtet, erntet der intuitive Mensch, inmitten einer Kultur stehend, bereits von seinen Intuitionen, ausser der Abwehr des Uebels eine fortwährend einströmende Erhellung, Aufheiterung, Erlösung. Freilich leidet er heftiger, wenn er leidet; ja er leidet auch öfter, weil er aus der

||890||

Erfahrung nicht zu lernen versteht und immer wieder in dieselbe Grube fällt, in die er einmal gefallen. Im Leide ist er dann ebenso unvernünftig wie im Glück, er schreit laut und hat keinen Trost. Wie anders steht unter dem gleichen Missgeschick der stoische, an der Erfahrung belehrte, durch Begriffe sich beherrschende Mensch da! Er, der sonst nur Aufrichtigkeit, Wahrheit, Freiheit von Täuschungen und Schutz vor berückenden Ueberfällen sucht, legt jetzt, im Unglück, das Meisterstück der Verstellung ab, wie jener im Glück; er trägt kein zuckendes und bewegliches Menschengesicht, sondern gleichsam eine Maske mit würdigem Gleichmaasse der Züge, er schreit nicht und verändert nicht einmal seine Stimme. Wenn eine rechte Wetterwolke sich über ihn ausgiesst, so hüllt er sich in seinen Mantel und geht langsamen Schrittes unter ihr davon.

# **Faksimiles der handschriftlichen Fassungen von WL**

Die Anordnung der Abbildungen der einzelnen Manuskriptseiten von N.s handschriftlichen Fassungen Rs und Rs<sup>+</sup> von WL aus der Mappe loser Blätter Mp XII 4 (Abb. 1–7) folgt hier weitgehend der Textchronologie (vgl. KGW III 5/2, 1301–1302), die Foliierung nach GSA wird jeweils mitangegeben. Blatt- und Seitenangaben der Faksimiles der WL-Reinschrift von Gersdorffs Hand (RsG) aus dem Großoktavheft U II 2 (Abb. 8–39) erfolgen ebenfalls nach der Paginierung der KGW III 5/2, 1365–1366, die der von GSA entspricht. In Klammern vermerkt sind jeweils die entsprechenden Abschnitte von WL 1 und WL 2 in KSA 1 sowie gegebenenfalls die Seitenzahlen der einzelnen Notate in KSA 7.















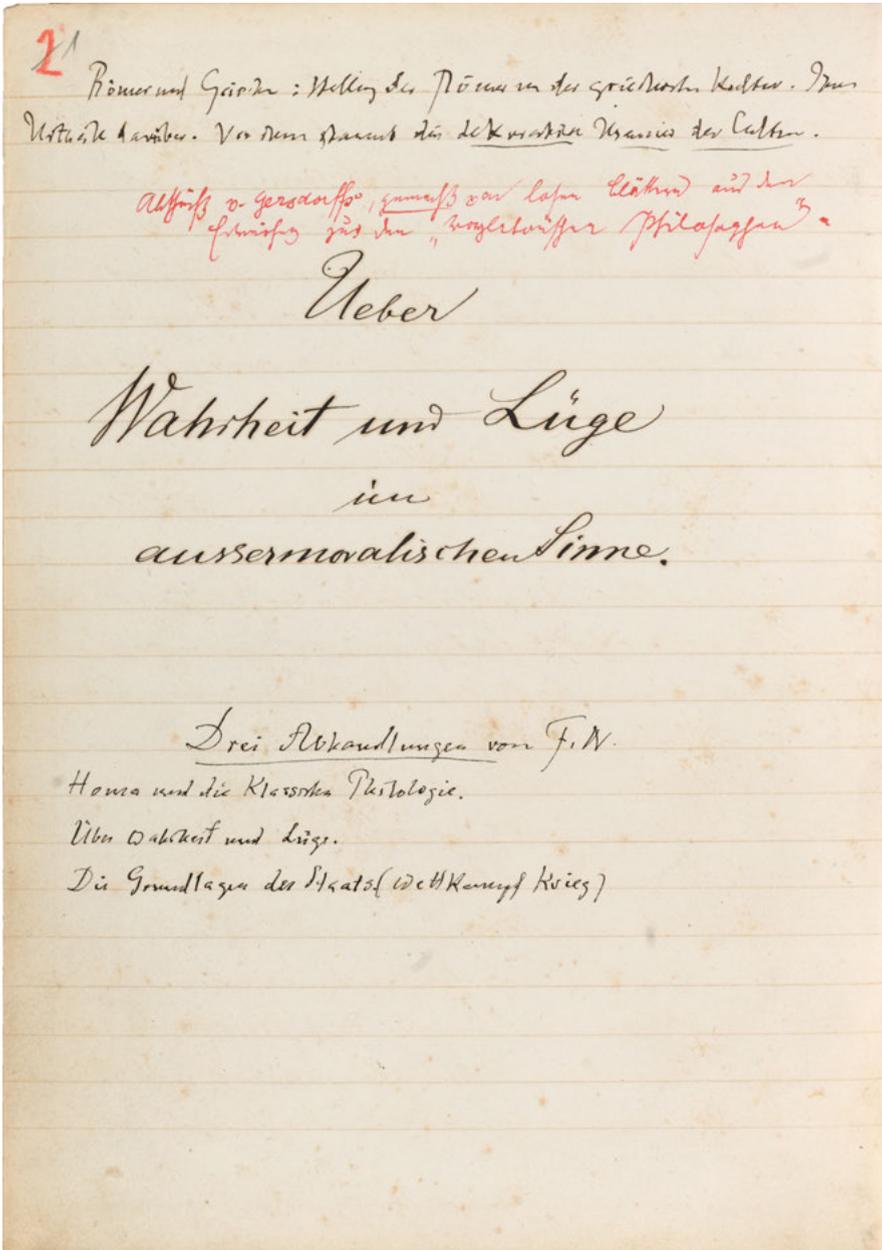


Abb. 8: 29[168] (KSA 7, 701) u. RsGWL (873) u. 29[169] (KSA 7, 701), aus U II 2, S. 1, Blatt 1 verso (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

32

1.

In irgend einem abgelegenen Winkel des in  
 zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgeg  
 senen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf  
 dem kluge Thiere das Erkennen erfanden.  
 Es war die hochmüthigste und verlogenste Minu  
 te der „Weltgeschichte“: aber doch nur eine Minu  
 te. Nach wenigen Abwehungen der Natur erstarr  
 te das Gestirn, und die klugen Thiere mussten  
 sterben. — So könnte jemand eine Fabel erfin  
 den und würde doch nicht genügend illustriert  
 haben, wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig,  
 wie zwecklos und beliebig sich der menschliche  
 Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt; es  
 gab Erigzeiten, in denen er nicht war; wenn es  
 wieder mit ihm vorbei ist, wird er sich nichts besorgen  
 haben. Denn es giebt für jenen Intellekt keine  
 weitere Mission, die über das Menschenleben  
 hinausführt. Sondern menschlich ist er, und  
 nur sein Besitzer und Erzeuger nimmt ihn so pa  
 thetisch, als ob die Angeln der Welt sich in ihm  
 drehten. Könnten wir uns aber mit der Mühe ver  
 ständigen, so würden wir vernehmen, dass auch

2

Abb. 9: RsGWL1 (875, 1–875, 18), aus U II 2, S. 2, Blatt 2 recto (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

sie mit diesem Pathos durch die Luft schwimmt, und in sich das fliegende Centrum dieser Welt fühlt. Es ist nichts so verwerflich und gering in der Natur, was nicht durch einen kleinen Anhauch jener Kraft des Erkennens, ~~seiner Beunwundern Kraft~~ ~~erhellt~~, sofort wie ein Schlauch aufgeschwollen würde; und wie jeder Lusthäger, ~~seiner Beunwundern Kraft~~ ~~er will~~, so meint gar der Stolzeste Mensch, der Philosophen alten Zeiten die Augen des Weltalls teleskopisch auf sein Handeln und Denken gerichtet zu sehen.

Es ist merkwürdig, dass dies der Intellekt zu Stande bringt, er, der doch gerade nur als Hilfsmittel den unglücklichsten/delikatesten/vergänglichsten Wesen beigegeben ist, um sie eine Künnte im Dasein festzuhalten, aus dem sie sonst, ohne jene Beigabe, so schnell wie Lessings Sohn zu flüchten/alten Grund hätten. Jener mit dem Erkennen und Empfinden verbundene Hochmuth, verblendende Nebel über die Augen und Sinne der Menschen legend häuscht sie also über den Werth des Daseins, dadurch dass er über das Erkennen selbst die schmeichelhafteste Werthschätzung in sich trägt.

Abb. 10: RsGWL1 (875, 18–876, 12), aus U II 2, S. 3, Blatt 2 verso (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

54

Seine allgemeinste Wirkung ist Täuschung-  
aber auch die einzelsten Wirkungen tragen et  
was von gleichem Charakter an sich.

Der Intellekt, als ein Mittel zur Erhaltung des  
Individuums, entfaltet seine Hauptkräfte in  
der Verstellung; denn diese ist das Mittel, durch  
das die Schwächeren, weniger robusten Individuen  
sicherhalten, als welchen ein Kampf um die  
Existenz mit Hörnern oder scharfem Raubthier-  
Gebiss zu führen versagt ist. Im Menschen  
kommt diese Verstellungskunst auf ihren Gipfel;  
hier ist die Täuschung, das Schmeicheln, Lügen  
und Trügen, das Hintere dem Rücken- Reiten, das  
Repräsentiren, das im erborgten Prauze-Leben,  
das Maskirtsein, die verhüllte Convention, das  
Bühnenspiel vor Andern und vor sich selbst, kurz  
das fortwährende Herumflattern um die eine  
flamme Eitelkeit so sehr die Regel und das Gesetz,  
dass fast nichts unbegreiflicher ist, als wie  
unter den Menschen ein ehrlicher und reiner  
Trieb zur Wahrheit aufkommen konnte. Sie sind  
tief eingetaucht in Illusionen und Traumtänzer-  
Tänze gleitet nur auf der Oberfläche der Dinge

3

Abb. 11: RsGWL1 (876, 12–876, 30), aus U II 2, S. 4, Blatt 3 recto (nach KGW III 5/2, 1365)  
[= GSA 71/112].

herum und sieht Formen, seine Empfindung fñhrt  
 nirgends in die Wahrheit, sondern begnügt sich  
 Reize zu empfangen und gleichsam ein tastendes  
 Spiel auf dem Rücken der Dinge zu spielen. Dann  
 lässt sich der Mensch Nachts, ein Leben hindurch,  
 im Traum betügen, ohne dass sein moralisches  
 Gefühl dies je zu verhindern suchte: während  
 es Menschen geben soll, die durch starken Willen das  
 Schmarren besichtigt haben. Was weiß der Mensch  
 eigentlich von sich selbst! In vermöchte er auch  
 nur sich einmal vollständig hingeletzt wie in  
 einen erleuchteten Flaskasten, in participiren? Ver-  
 schweigt die Natur ihm nicht das Allermeiste,  
 selbst über seinen Körper, um ihn, abseits von  
 den Windungen der Lewärme, dem raschen Fluss  
 der Blutströme, dem verrückelten Faserzitterung  
 en, in ein störrisches gaunlerisches Bewusstsein zu  
 bannen und einzuschließen! Sie kratzen den Schüs-  
 sel weg: und wehe der verhängnisvollen Neube-  
 gier, die durch eine Spalte einmal aus dem Be-  
 wusstseinzimmer heraus und hinauf zu sehen ver-  
 möchte und die jetzt ahnte, dass auf dem Erbarmungs-  
 losen, dem Fierigen, dem Unersättlichen, und gleichsam

Abb. 12: RsGWL1 (876, 30–877, 15), aus U II 2, S. 5, Blatt 3 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

Der Mensch 76

auf dem Rücken eines Tigers in Fesseln  
hängend. Höher, in aller Welt, bei dieser Constel-  
lation der Fict zur Wahrheit!

So weit das Individuum sich gegenüber anderen In-  
dividuen schalten will, bemüht es in einem natürlichen  
Zustande der Dinge den Intellekt zunächst nur zur Fest-  
haltung: weit aber der Mensch zugleich aus Noth und  
Kriegsgewalt gesellshaftlich und heerdenweise existirt,  
wird, braucht er einen Friedensschluss und trachtet dar-  
nach, dass wenigstens das allergrößte bellum omnium  
contra omnes aus seiner Welt verschwinde. Dieser  
Friedensschluss bringt aber etwas mit sich, was wie der  
erste Schritt zur Erlangung jenes räthselhaften  
Wahrheitstriebes aussieht. Letzt wird nämlich das  
fixirt, was von nun an „Wahrheit sein“ soll d. h. es  
wird eine gleichmäßig gültige und verbindliche Be-  
zeichnung der Dinge erfunden und die Gesetzgebung  
der Sprache giebt auch die ersten Gesetze der Wahr-  
heit: denn es entsteht hier zum ersten Male der  
Contrast von Wahrheit und Lüge: der Lügner ge-  
braucht die gültigen Bezeichnungen, die Worte  
um das Unwirkliche als wirklich erscheinen zu  
machen; er sagt z. B. ich bin reich, während ich

4

Abb. 13: RsGWL1 (877, 15–877, 32), aus U II 2, S. 6, Blatt 4 recto (nach KGW III 5/2, 1365)  
[= GSA 71/112].

diesen Zustand gerade „arm“ die richtige Bezeich-  
 nung wäre. Er missbraucht die festen Conventione  
 durch beliebige Vertauochungen oder gar Umkehrun-  
 gen des Namen. Wenn er dies in eigenmütiger und  
 übrigen Schacher bringender Weise thut, so wird ihm  
 die Gesellschaft nicht mehr trauen und ihn darmit  
 von sich ausschließen. Die Menschen finden dabei das  
 Betrogenwerden nicht so sehr, als das Beständigwer-  
 den durch Betrug. Sie hassen auch auf dieser Stufe  
 im Grunde nicht die Täuschung, sondern die schlie-  
 ma, feindselige Folgen gewisser Faltungen von  
 Täuschungen: In einem ähntlichen, beschränkten  
 Sinne will der Mensch auch nur die Wahrheit.  
 Er begehrt die angenehmen Leben erhaltenden Folgen,  
 der Wahrheit; gegen die reine folgenlose Erkennt-  
 nis ist er gleichgültig, gegen die vielleicht schäd-  
 lichen und zerstörenden Wirkheiten sogar feindselig  
 gestimmt. Und überdies: Wo steht es mit jenen  
 Conventione der Sprache: Sind vielleicht Ereignis-  
 se der Erkenntnis, der Wahrheits Sinne: Dessen sich  
 die Bezeichnungen und die Dinge? Ist die Spra-  
 che der adäquate Ausdruck aller Realitäten?  
 Nur durch Vergesslichkeit kam der

Abb. 14: RsGWL1 (877, 33–878, 17), aus U II 2, S. 7, Blatt 4 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

98

Mensch je dazu kommen zu wahren: er besitze  
 eine Wahrheit in dem oben bezeichneten Grade.  
 Wenn er sich nicht mit der Wahrheit in der Form  
 der Tautologie d. h. mit leeren Kläusem begnügen  
 will, so wird er obig Illusionen für Wahrheiten  
 einhandeln. Was ist ein Wort? Die Abbildung  
 eines Nervenreizes in Lauten. Von dem Ner-  
 venreiz aber weiter zu schliessen auf eine Ur-  
 sache ausser uns, ist bereits das Resultat einer  
 falschen und unberechtigten Anwendung des Sat-  
 zes von Genue. Wie dürfen wir, wenn die Wahr-  
 heit bei der Genesis der Sprache der Genue,  
 punct der Gewissheit bei der Bezeichnungen  
 allein entscheidend gewesen wäre, wie dürfen wir,  
 doch sagen: der Stein ist hart: als ob uns hart  
 noch sonst bekannt wäre und nicht nur als  
 eine ganz subjective Reizung. Wir theilen die  
 Dinge nach Geschlechtern ein, wir bezeichnen  
 den Baum als männlich, die Pflanze als weib-  
 lich: welche willkürlichen Uebertragungen! Wie  
 weit hinausgeflogen über den Canon der Gewiss-  
 heit. Wir reden von einer Schlange: die Bezeich-  
 nung trifft nichts als das sich winden, könnte

5

Abb. 15: RsGWL1 (878, 17–878, 34), aus U II 2, S. 8, Blatt 5 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

als, auch dem Wurm zukommen). Welche mit  
 künstlicher Abgrenzungen, welche einseitigen Be-  
 vorzuzugungen bald der bald jener Eigenschaft eines  
 Dinges! Die verschiedenen Sprachen haben einander  
 gestellt zeigen, dass es bei den Worten, nie auf die  
 Wahrheit, nie auf einen adäquaten Ausdruck  
 ankommt: denn sonst gäbe es nicht so viele Spra-  
 chen! Das „Ding an sich“ (das Nichts oder die  
 reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem  
 Sprachtöner ganz unfasslich, und ganz und gar  
 nicht erstrebenswerth. Er bezeichnet nur die Rela-  
 tionen der Dinge zu den Haupten, und nimmt zu  
 deren Ausdrucke die künstlichsten Metaphern zu  
 Hülfe. Ein Nervenreiz zuerst übertragen ist ein  
 Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachge-  
 formt in einer nachgeformt in einer Laut! zwei-  
 te Metapher. Auf jedesmal vollständiges Ueber-  
 springen der Sphäre mit hin ein, in eine ganz  
 andere und neue. Man kann sich eines Men-  
 schen denken, der ganz taub ist und wie eine  
 Empfindung des Tones und der Musik gehatt  
 hat: wie dieser etwa die Chladnische Klang-  
 figuren im Saute austaut, ihre Ursachen im

Abb. 16: RsGWL1 (878, 34–879, 17), aus U II 2, S. 9, Blatt 5 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

11<sup>10</sup>

Erzittern der Seite findet und nun darauf  
 schwören wird, da jetzt müsse er wissen, was die  
 Menschen den Ton nennen, so geht es uns allen  
 mit der Sprache. Wir glauben etwas von den  
 Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen  
 Tieren, Thieren und Blumen reden und besitzen  
 doch nichts als Metaphern der Dinge, die den  
 ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht  
 entsprechen. Wie der Ton als Lautfigur, so  
 nimmt sich das räthselhafte X des Dinges an  
 sich einmal als Nervenreiz, dann als Bild,  
 endlich als Laut aus. Logisch geht es also  
 jedenfalls nicht bei der Entstehung der Spra-  
 che zu, und das ganze Material worin und  
 womit später der Mensch der Wahrheit, der  
 Forscher, der Philosoph arbeitet und baut,  
 stammt, wenn nicht aus Wolkenkuckunskun-  
 st, so doch jedenfalls nicht aus dem Wesen der  
 Dinge.

Danken wir besonders noth an die Bildung der  
 Begriffe: jedes Wort wird sofort dadurch Begriff,  
 dass es eben nicht für das einmalige ganz und  
 gar individualisirte Merkmal, dem es sein  
*Wortleben*

6

Abb. 17: RsGWL1 (879, 17–879, 32), aus U II 2, S. 10, Blatt 6 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

Entsteher, vermauert, etwa als Erinnerung dienen,  
 soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder  
 weniger ähnliche, d. h. streng genommen niemals  
 gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen  
 muss. Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen  
 des Nicht-Gleichen. So gewiss wir ein Blatt einer  
 Art oder ganz gleich ist, so gewiss ist der Begriff  
 Blatt durch beliebiges Zulassen dieses in-  
 dividuellen Verschiedenheiten, durch ein Verge-  
 ssen des Unterscheidenden gebildet und erweckt  
 nun die Vorstellung, als ob es in der Natur aus-  
 etwa neben Blättern etwas gäbe, das „Blatt“  
 wäre, etwa eine Urform nach der alle Blätter ge-  
 brecht, gezeichnet, abgezeichnet, gefärbt, gekrän-  
 selt bemalt wären, aber von ungeschickten  
 Händen, so dass kein Exemplar correct und  
 zuverlässig als freies Abbild der Urform ausge-  
 fallen wäre. Wir nennen einen Menschen ehr-  
 lich; warum hat er heute so ehrlich gehandelt?  
 fragen wir. Unsere Antwort pflegt es lauten: sei-  
 ner Ehrlichkeit wegen. Die Ehrlichkeit! Das  
 heißt wieder: das Blatt ist die Ursache des Blät-  
 ters. Wir wissen ja gar nichts von einer wesentlichen

Abb. 18: RsGWL1 (879, 33–880, 15), aus U II 2, S. 11, Blatt 6 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

13/2

Qualität, die die Ehrlichkeit hiesse, wohl aber von zahlreichen individualisirten, somit ungleichen Handlungen, die wir durch Weglassen des Ungleichen gleich setzen und jetzt als ehrliche Handlungen bezeichnen; zuletzt formuliren wir aus ihnen eine *qualitas occulta* mit dem Namen: die Ehrlichkeit.

Das Uebersetzen des Individuellen und Wirklichen giebt uns den Begriff, wie es uns auch die Form giebt, wohingegen die Natur keine Formen und Begriffe, also auch keine Gattungen kennt, sondern nur ein für uns unzugängliches und undefinirbares. Denn auch unser Gesetzt von Individuum und Gattung ist anthropomorphisch und entspringt nicht dem Wesen der Dinge, wenn wir auch nicht zu sagen wagen, dass es ihm nicht entspricht: das wäre nämlich eine dogmatische Behauptung und als solche ebenso unerweislich wie ihre Gegentheil.

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Meer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, über

7

Abb. 19: RsGWL1 (880, 15–880, 33), aus U II 2, S. 12, Blatt 7 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

tragen, geschmückt wurden, und die nach  
 langem Gebrauche einem ~~dem~~ Volke fest con-  
 stant unverbündlich dünken: die Wahrheiten,  
 sind Illusionen von denen man vergessen hat,  
 dass sie welche sind, Metaphern, die abgemüht  
 und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen,  
 die ihr Bild verloren haben und nun als  
 Metall, nicht mehr als Münzen, in Betracht  
 kommen. Wir wissen immer noch nicht, wo-  
 her der Trieb zur Wahrheit stammt: denn bis  
 jetzt haben wir nur von der Verpflichtung gehört,  
 die die Gesellschaft, um zu existiren, wahr-  
 haft zu sein, d. h. die woaellen Metaphern zu  
 brauchen, also moralisch ausgedrückt: von der  
 Verpflichtung nach einer festen Conventione zu  
 schaarweise in einem für alle verbindlichen  
 Aile zu liegen. Nun vergisst freilich der Mensch,  
 dass es so mit ihm steht; er liegt also in der  
 bezeichneten Weise unbewusst und nach hundert  
 jähriger Gewöhnungen — und kommt <sup>eben</sup> durch diese  
 Unbewusstheit, eben durch dies Vergessen zum Gefühl  
 der Wahrheit. An dem Gefühl verpflichtet zu  
 sein, ein Ding als roth, ein anderes als kalt, ein

Abb. 20: RsGWL1 (880, 33–881, 16), aus U II 2, S. 13, Blatt 7 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

1514

Drittes als stumm zu bezeichnen, erwartet ei-  
 ne moralische auf Wahrheit sich beziehende Reg-  
 ung; aus dem Gegensatz des Lügners, dem Fre-  
 mau handelt, den alle auszukleifen, demon-  
 striert sich der Mensch das Ehrwürdige, Zu-  
 trauliche und Nützliche der Wahrheit. Er  
 stellt jetzt sein Handeln als vernünftiges  
 Wesen unter die Herrschaft der Abstraktionen;  
 er leidet es nicht mehr, durch die plötzlichen  
 Eindrücke, durch die Anschauungen zergerissen  
 zu werden, er verallgemeinert alle diese Eindrücke  
 erst zu entfarbteren, kühleren Begriffen, um  
 an sie das Fahrzeug seines Lebens und Han-  
 delns anzuremüpfen. Alles, was den Menschen,  
 gegen das Thier abhebt, hängt von dieser Fähigkeit  
 ab, No anschauliches zu Metaphern  
 zu einem Schema zu verpflichten, also ein  
 Bild in einen Begriff aufzulösen; im Bereich  
 jenes Schemata nämlich, ist etwas möglich,  
 was niemals unter den anschaulichen ersten  
 Eindrücken gelingen möchte: eine pyrami-  
 dale Ordnung nach Klassen und Graden aufzu-  
 bauen, eine neue Welt von Gesetzen, Privilegien

8

Abb. 21: RsGWL1 (881, 16–881, 32), aus U II 2, S. 14, Blatt 8 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

Unterordnungen, Gränzbestimmungen zu schaffen, die man der andern anschaulichen Welt der ersten Eindrücke gegenübertritt, als das Festere, Allgemeiner, Bekanntere, Menschlicher und daher als das Reglerende und Imperatorische. Während jede Anschauungsmetapher individuell und ohne ihres Gleichen ist und deshalb dem Rubriciren immer zu entfliehen weiß, zeigt der große Bau der Begriffe die starre Regelmäßigkeit eines römischen Colonnaden und athmet in der Logik jene Strenge und Kühle aus, die der Mathematik zu eigen ist. Wer von dieser Kühle ungehört wird, wird es kaum glauben, dass auch der Begriff Knochen und <sup>8</sup>Heckizur ein Würfel und versetzbar wie jener, doch nur als das Residuum einer Metapher übrig bleibt, und dass die Illusion eines künstlerischen Übertragungsspiels Nervenerreges in Bildern, wenn nicht die Punkte so doch die Proportionen eines jeden Begriffes ist. Innerhalb dieses Würfelspiels der Begriffe heißt aber, Wahrheit jeden Würfel so zu gebrauchen, wie er bezeichnet ist; genau die seine Mäße zu zählen, nicht

Abb. 22: RsGWL1 (881, 32–882, 15), aus U II 2, S. 15, Blatt 8 verso (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

16 H

ige Putzwerke zu bilden und sie gegen die  
 Kastenordnung und gegen die Reihenfolge der  
 Rangklassen zu verstoßen. Wie die Römer und  
 Etrusker sich den Himmel durch starre mathe-  
 matische Linien, Liniestücken und in einer sol-  
 chermaasses abgegrenzten Raum als in ein  
 Tempelum einer Gott baute, so hat jedes Volk  
 über sich einen solchen mathematisch zertheil-  
 ten Begriffshimmel und versteht nun unter  
 der Forderung der Wahrheit, dass jeder Begriff  
 Gott nur in seiner Sphäre gesucht werde.  
 Man darf hier den Menschen wohl beson-  
 dern als ein gewalthiges Baugeschäft, denn  
 auf beweglichen Fundamenten und gleich  
 Bau auf fließendem Wasser das Aufstürzen  
 eines unendlich complicirten Begriffsdomes  
 getriegt; freilich, um auf solcher Fundamen-  
 ter, Halt zu finden, muss es ein Bau, wie  
 aus Spinnspäden sein. Erst, um her der Wolle  
 mit fortgetragen, zu ~~werden~~, so fest, um nicht zu  
 dem Winde auseinander getrieben zu werden.  
 Als Baugeschäft erhebt sich solcher Maasses  
 der Mensch weit über die Biene: Diese baut

9

Abb. 23: RsGWL1 (882, 15-882, 31), aus U II 2, S. 16, Blatt 9 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

aus Wachs das sie aus der Natur erfassen  
 halt, er aus dem weit zarteren Stoffe der Be-  
 griffe, so er erst aus sich fabriciren muss. Er  
 ist hier sehr zu bewundern — aber nur nicht  
 wegen seines Triebes zur Wahrheit, zum rei-  
 nen Erkennen der Dinge. Wenn Jemand ein  
 Ding hinter einem Busche versteckt, so eben dort,  
 wieder sucht und findet, so ist es diesem Suchen  
 und Finden nicht viel zu thun. So aber steht  
 es mit dem Suchen und Finden der Wahrheit in  
 verhält des Vernunft<sup>z. Brzirkis.</sup> ~~griffes~~. Wenn ich die Defi-  
 nition des Säugthiers mache und dann erkläre  
 nach Berücksichtigung eines Kamels: Speke, ein  
 Säugthier, so wird damit eine Wahrheit zwar  
 an das Licht gebracht, aber sie ist in begrenzten  
 Verthe, <sup>in natura</sup> ~~aber~~ sie ist durch und durch ein  
 polymorphisch und enthält keinen einzigen Punkt,  
 der „*pro se*“ wirklich und allgemein gül-  
 tig, abgesehen von dem Menschen, wäre. Der  
 Forscher nach solchen Wahrheiten sucht im Innern,  
 da nur die Metamorphose der Welt in dem  
 Menschen; er ringt nach einem Verstehen der  
 Welt als eines menschenartigen Dinges und

Abb. 24: R5GWL1 (882, 31–883, 13), aus U II 2, S. 17, Blatt 9 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

18 19

erwähnt sich besten Falls das Gefühl einer  
 Assimilation. Ähnlich wie der Astrolog die  
 Sterne im Dienste der Menschen, und im Zusammen-  
 hange mit ihrem Glück und Leide betrachtet, so  
 betrachtet ein solcher Forster die ganze Welt als  
 genüßlich an den Menschen, Als den unendlich  
 gebrochenen Widerspiegelung eines Urkluges, des  
 Menschen, als das vervielfältigte Abbild des einen  
 Urbildes, des Menschen. Sein Verfahren ist: den  
 Menschen als Maass an alle Dinge zu halten, wobei  
 er aber von dem Irrthume ausgeht zu glauben,  
 er habe diese Dinge unmittelbar als reine Objekte  
 vor sich. Er vergisst also die originalen An-  
 schauungsmetaphern als Metaphern und  
 nimmt sie als die Dinge selbst.

Nur durch das Vergessen jener primitiven Me-  
 tapherwelt, nur durch das Hart- und Starr-  
 Werden einer ursprünglich in hitziger Flüssigkeit  
 aus dem Urvermögen menschlicher Phantasie  
 hervorströmender Bildermaße, nur durch den  
 unbesiegbaren Glanz des Sonnens, des Feuers  
 dieser Typh sei eine Wahrheit an sich, kurz  
 nur dadurch, dass der Mensch sich als Subjekt und

10

Abb. 25: RsGWL1 (883, 13–883, 30), aus U II 2, S. 18, Blatt 10 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

Zwar als künstlerisch schaffendes Subjekt vor-  
 zist, leidet mit einiger Ruhe, Sicherheit und  
 Konsequenz, wann er einen Augenblick nur aus  
 den Gefängniswänden dieses Glaubens heraus  
 könnte, so wäre es sofort mit seinem, Selbst  
 hinausstreifen vorbei. Schon dies kostet ihm Mü-  
 he, sich einzusetzen, wie das Inert oder der  
 Vogel eine ganz andere Welt percipieren als der  
 Mensch, und dass die Frage welche von beiden  
~~Korrekturen~~ richtigen Weltperceptionen rich-  
 tiger ist, eine ganz sinnlose ist, da hierzu  
 bereits mit dem Maassstab der richtigen  
 Perception d. h. mit einem nicht vorhandenen  
 Maassstab gemessen werden müsste. Ueberhaupt  
 aber scheint mir die richtige Perception - das  
 würde heissen der adäquate Ausdruck eines Ob-  
 jects im Subjekt - ein widerspruchsvolles An-  
 ding: denn zwischen zwei absolut verschiedenen  
 Sphären wie zwischen Subjekt und Object giebt  
 es keine Causalität, keine Richtigkeit kei-  
 ner Ausdruck, sondern höchstens ein ästheti-  
 sches Verhalten, ich meine eine andeutende  
 Uebertragung, eine nachstammende Uebertragung

Abb. 26: RsGWL1 (883, 31-884, 13), aus U II 2, S. 19, Blatt 10 verso (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

20 21

in einer ganz fremden Sprache. Wozu es aber  
 jedenfalls einer frei dichtenen und freyer fin-  
 denden Mittel-Sphäre und Mittelkraft bedarf.  
 Das Wort Erscheinung enthält viele Verführun-  
 gen, weshalb ich es möglichst vermeide: denn  
 es ist nicht wahr, dass das Wesen der Dinge in  
 der empirischen Welt erscheint, ein Maler, den  
 die Hände fehlen und der durch Gesang das  
 ihm vorfliehbende Bild ausdrücken wollte, wird  
 immer noch mehr bei dieser Vertauschung der  
 Sphären verräth, als die empirische Welt  
 vom Wesen der Dinge verräth. Selbst das Verhält-  
 niss eines Nervenreizes zu dem hervorgebrach-  
 ten Bilde ist an sich kein nothwendiges, wenn  
 aber dasselbe Bild Millionen Mal hervorge-  
 bracht und durch viele Menschengeschlechter  
 hindurch vererbt ist, ja zuletzt bei der genau-  
 sten Menschheit jedesmal in Folge deselben An-  
 lasses erscheint, so bekommt es endlich für  
 den Menschen dieselbe Bedeutung, als ob es  
 das einzig nothwendige Bild sei und als ob jenes  
 Verhältniss der ursprünglichen Nervenreizes zu  
 dem hergebrachten Bilde, ein strenges Causality

11

Abb. 27: RsGWL1 (884, 13–884, 30), aus U II 2, S. 20, Blatt 11 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

verhältniss sei; wie ein Traum, ewig wieder  
 holt, durchaus als Wirklichkeit empfunden  
 und beurtheilt werden würde. Aber das Hart- und  
 Starr-Wesen einer Metapher verburgt durchaus  
 nichts für die Nothwendigkeit und augt hier,  
 liche Berechtigung dieser Metapher.  
 Es hat gewiss jeder Mensch, der in solchen Betrachtun-  
 gen heimisch ist gegen jeden derartigen Idealismus  
 ein tiefes Misstrauen empfunden, so oft er sich ein-  
 mal recht deutlich von der ewigen Consequenz, All-  
 gegenwärtigkeit und Unfehlbarkeit der Natur  
 gesetzte überzeuge; er hat den Schluss gemacht:  
 hierin ist alles, soweit wir dringen, nach der Höhe  
 der teleskopischen und nach der Tiefe der mikro-  
 skopischen Welt so sicher, ausgebaut, ewig ge-  
 setzmässig und ohne Lücken. Die Wissenschaft  
 wird ewig in diesen Schranken mit Eifer zu graben  
 haben und alles Gefundene wird zusammenstim-  
 men und sich nicht widersprechen. Wie wenig  
 gleicht dies einem Phantasierzeugnis: denn  
 wenn es dies wäre, müsste es doch irgendwo  
 den Schein und die Unrealität errathen lassen.  
 Dagegen ist einmal zu sagen: hätten wir nicht

Abb. 28: RsGWL1 (884, 30-885, 13), aus U II 2, S. 21, Blatt 11 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

22 23

jeder für sich eine verschiedenartige Sinnesempfindung, könnten wir selbst nur bald als Vogel, bald als Wurm, bald als Pflanze percipiren, oder sähe der eine von uns denselben Reiz als roth, der andere als blau, hörte ein Dritter ihn sogar als Ton, so würde niemand von einer solchen Gotzmässigkeit der Natur reden, sondern sie nur als ein höchst subjectives Gebilde begreifen. Sondern was ist für uns überhaupt ein Naturgesetz; es ist uns nicht an sich bekannt, sondern nur in seinen Wirkungen, d. h. in seinen Relationen zu anderen Naturgesetzen, die uns wieder nur als Relationen bekannt sind. Also verweisen alle diese Relationen immer nur wieder auf einander und sind uns ihrem Wesen nach unverstänlich durch und durch; nur des, was wir hindrbringen, die Zeit, der Raum, also Successionsverhältnisse und Zahlen sind uns wirklich daran bekannt. Alles Wunderbare aber, des wir gerade an den Naturgesetzen aufbauen, was unsere Erklärung fordert und das uns das Misstrauen gegen den Fatalismus verführen

12

Abb. 29: RsGWL1 (885, 14–885, 29), aus U II 2, S. 22, Blatt 12 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

könnte, liegt gerade und ganz allein nur in der  
 mathematischen Strenge und Unverbrüchlich-  
 keit der Zeit- und Raum-Vorstellungen. Diese  
 aber produciren wir in uns und aus uns mit  
 jener Nothwendigkeit, mit der die Sprache spricht,  
 wenn wir gezwungen sind, alle Dinge nur unter  
 dieser Formen zu begreifen, so ist es dann nicht  
 mehr wunderbar, dass wir an allen Dingen eigent-  
 lich nur eben diese Formen begreifen: denn sie  
 alle müssen die Letzte der Zahl an sich tragen,  
 und die Zahlgerade ist das Erstauulichste in  
 den Dingen. Alle Gesetzmässigkeit, die uns im  
 Kernelauf und im chemischen Prozess so im-  
 ponirt, fällt im Grund mit jenen Eigenschaften  
 zusammen, die wir selbst an die Dinge heran-  
 bringen, so dass wir damit uns selber imponi-  
 ren. Dabei ergiebt sich allerdings, dass jene  
 künftlerische Metapherbitung, mit der in uns  
 jede Empfindung beginnt, bereits jene Formen vor-  
 aussetzt, also in ihnen vollzogen wird, nur aus den  
 festen Verhasen dieser Vorformen erklärt sich  
 die Möglichkeit, wie nachher wieder aus den  
 Metaphern selbst ein Bau der Begriffe von

Abb. 30: R5GWL1 (885, 30-886, 12), aus U II 2, S. 23, Blatt 12 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

24 25

stiftet werden sollte. Dieser ist nämlich eine Nachahmung der Zeit-Raum- und Zahlenverhältnisse auf dem Boden der Metapher

2.

An dem Bau der Begriffe arbeitet ursprünglich, wie wir sahen, die Sprache, in späteren Zeiten die Wissenschaft. Wie die Biene zugleich an den Zellen baut und die Zellen mit Honig füllt, so arbeitet die Wissenschaft unaufhaltsam auf an diesem grossen Columbarium der Begriffe, der Begräbnisstätte der Anschauung, baut immer neue und höhere Stockwerke, stürzt reinigt erneut die alten Zellen, und ist vor allem bemüht, jenes in's Angeheure aufgethürmte Fachwerk zu füllen und die ganze empirische Welt d. h. die anthropomorphisirte Welt hineinzuordnen. Wenn schon der handeltuende Mensch sein Leben an die Vernunft und ihre Begriffe bindet, um nicht fortgeschwemmt zu werden und sich nicht selbst zu verlieren, so baut der Forscher seine Hütte dicht an dem Thurmbau der Wissenschaft, um an ihm mitthelfen zu können und selbst Schutz unter

13

Abb. 31: RsGWL1 (886, 12–886, 14) u. RsGWL2 (886, 15–886, 29), aus U II 2, S. 24, Blatt 13 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

den vorhandenen Bollwerken zu finden.  
 Und Schutz braucht er: denn es giebt fürcht-  
 bare Mächte, die fortwährend auf ihn einwirk-  
 en, und die der wissenschaftlichen Wahrheit  
 ganz anders geartete „Wahrheiten“ mit den  
 verschiedenartigsten Schutzwehren entgegenhal-  
 ten.

Jener Trieb zur Metapherbildung, jener fun-  
 damentale Trieb des Menschen, den man kei-  
 nen Augenblick wegrechnen kann, weil man  
 dem mit dem Menschen selbst wegrechnen würde,  
 ist dadurch, dass aus seinem verflüchtigten Ergänz-  
 nissen den Begriffen, eine reguläre und starre  
 neue Welt als eine Fürsburg für ihn gebaut  
 wird, in Wahrheit nicht gezwungen und kaum  
 gebämrigt. Er sucht sich ein neues Bereich  
 seines Wirkens und ein anderer Flussbettes  
 und findet es in Mythen und überhaupt in  
 der Kunst. Fortwährend verwirrt er die Rubri-  
 ken und Seiten der Begriffe dadurch dass er  
 neue Übertragungen, Metaphern, Metonymie,  
 Künstlichkeit, fortwährend zeigt er die Begierde  
 die vorhandene Welt der wachen Menschen so

Abb. 32: RsGWL2 (886, 29–887, 12), aus U II 2, S. 25, Blatt 13 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

26 A

kunt unregelmässig folgendes unzusammen  
 hängend, reizvoll und ewig neu zu gestalten,  
 wie es die Welt des Traumes ist. An sich ist  
 ja der wahre Mensch nur durch das Starre  
 und regelmässige Begriffsgespinnst darüber  
 im Klaren, dass er wache und kommt aber  
 deshalb mitunter in den Träumen, er  
 träume, wenn jenes Begriffsgespinnst ein-  
 mal durch die Kunst zerrissen wird. Pascal  
 hat Recht, wenn er behauptet, dass wir, wenn  
 uns jede Nacht derselbe Traum käme, davon  
 eben so beschäftigt würden, als von den Dingen,  
 die wir jeden Tag sehen; Wenn ein Mann  
 selber gewiss wäre jede Nacht zu träumen  
 volle 12 Stunden hindurch, dass er König  
 sei, so glaube ich, sagt Pascal, dass er eben  
 so glücklich wäre, als ein König welcher  
 alle Nächte während 12 Stunden träumte  
 er sei Handwerker. Der wahre Tag eines  
 mythisch erzeugten Volkes, etwa der älteren  
 Griechen, ist durch das fortwährend wirkende  
 Wunder, wie es der Mythos ausmählt, in der  
 That dem Traume ähnlicher als dem Tag des wach-

14

Abb. 33: RsGWL2 (887, 12-887, 28), aus U II 2, S. 26, Blatt 14 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

sensiblen ernüchterten Denkers. Wenn  
 jeder Baum einmal als Nymphe reifen oder  
 unter der Hülle eines Kieres ein Gott Junge  
 er wegschleppen kann, wenn die Göttin Athene  
 selbst plötzlich gesehen wird, wie sie mit einem  
 schönen Gespannt in der Begleitung des  
 Pisistratus <sup>durch die Märkte Athens fährt</sup> — und das glaubte der ehrliche  
 Athener — so ist in jedem Augenblicke wie  
 im Traume alles möglich, und die ganze Na-  
 tur ungeschwämmt dem Menschen, als ob sie  
 nur die Maskerade der Töcher wäre, die für  
 nur einen Scherz daraus machten in allen  
 Gestalten dem Menschen zu täuschen.  
 Der Mensch selbst aber hat einen unbesie-  
 glichen Hang, sich täuschen zu lassen und ist  
 wie bezaubert vor Glück, wenn der Phasos im  
 epischen Märchen wie wahr erzählt oder der  
 Schauspieler im Schauspiel den König nach könig-  
 licher agiert, als ihm die Wirklichkeit zeigt. Der  
 Intellekt jener Meister der Verleumdung ist so lange  
 frei, und seinem sonstigen Sklavendienste  
 entzogen, als er täuschen kann, ohne es schaden  
 und feiert dann seine Saturnalien; nie ist

Abb. 34: RsGWL2 (887, 28–888, 11), aus U II 2, S. 27, Blatt 14 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

28 29

er üppiger, reicher, stolzer, gewandter und ver-  
 megender. Mit schöpferischem Behagen wirft  
 er die Metaphern Brocheinander und verrückt  
 die Gränzsteine der Abstraktion, sodass er z. B.  
 den Strom als den beweglichen Weg bezeichnet  
 der der Menschheit trägt, dorthin, wohin er sonst  
 geht. Jetzt hat er das Zeichen der Dienstbarkeit  
 von sich geworfen. Jetzt mit trübsinniger Je-  
 sultanz beunruhigt, einem armen Individuum,  
 dem es nach Dasein gehiet, den Weg und die  
 Werkzeuge zu zeigen und wie ein Stoner für  
 seinen Herrn auf Raub und Bente auszie-  
 hend ist er jetzt zum Herrn geworden und darf  
 den Ausdruck der Bedürftigkeit aus seinen  
 Mienen wegwischen. Was er jetzt auch thut, Alles  
 trägt im Vergleich mit seinem früheren Thun  
 die Ferkeltung, wie das frühere die Ferkeltung  
 an sich. Er copirt das Menschenleben, nimmt  
 es aber für eine gute Sache und scheint mit  
 ihm sich recht zufrieden zu geben. Feines un-  
 gemeines Gebälk und Bretternwerk der Begrif-  
 fe, an das sich Klammern der bedürftige  
 Mensch sich durch das Leben rettet, ist dem

15

Abb. 35: RsGWL2 (888, 11-888, 27), aus U II 2, S. 28, Blatt 15 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und  
 ein Spielzeug für seine verwegenen Kunststü-  
 cke: und wenn er zerfällt, dann kein andersirt,  
 womit er wieder zusammensetzt, das Nächstbeste par-  
 rend und das Nächste Kennen, so offenbart er,  
 dass er jenen Nothbehelfe der Bedürftigkeit nicht  
 braucht, und dass er jetzt nicht von Begriffen  
 sondern von Intuitionen geleitet wird. Von diesen  
 Intuitionen aus führt ein regelmässiger Weg  
 in das Land der gespenstlichen Schemata der  
 Abstraktionen: für sie ist das Wort nicht gemacht,  
 der Mensch verstummt, wenn er sie sieht, oder  
 redet in lauter verbotenen Metaphern, und im  
 erhöhten Begriffsstufung er, und wenigstens  
 durch das Zertrümmern und Verkümmern des al-  
 ten Begriffsschranken dem Eindrucke der märk-  
 tigen gegenwärtigen Intuition schöpferisch in ent-  
 sprechen.

Es gibt Zeitalter, in denen der vernünftige  
 Mensch und der intuitive Mensch neben ein-  
 ander stehen, der eine in Angst vor der Intuition,  
 der andere mit Stolz vor der Abstraktion; der  
 letztere eben so unvernünftig, als der erstere un-  
 vernünftig.

Abb. 36: RsGWL2 (888, 27–889, 10), aus U II 2, S. 29, Blatt 15 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

30 31

Künstlerisch ist. Beide begehren über das Leben zu herrschen: Okeanos, indem <sup>er</sup> durch Vorzüge Klugheit, Regelmäßigkeit den hauptsächlichsten Nötigen zu begehren weiss jener indem er als ein „überprophetes Kind“ jene Nötige nicht recht nur das zum Schein, und zum Schönheit verstellte Leben als real nimmt. No einmal der intuitive Mensch, etwa wie im älteren Griechenland seine Waffen gewaltiger und siegreicher führt, als sein Widerspiel, kaum sich günstigen Falls eine Kultur gestalten, und die Herrschaft der Kunst über das Leben sich gründend, jene Verstellung, jenes Vertäugeln der Bedürftigkeit, jener Flucht der metaphorischen Sprachumgehung und überhaupt jene Unmittelbarkeit der Täuschung begleitet aber Täuschung eines solchen Lebens. Weder das Haus noch der Schritt noch die Kleidung, noch der thönerne Krug verrathen, dass die Nötigkeit sie erfand; es scheint so als ob in ihnen alles ein erhabenes Güter und eine olympische Wölkensbrigkeit und gleichsam ein Spoken mit dem Ernste ausgesprochen werden sollte. Während

16

Abb. 37: RsGWL2 (889, 10–889, 27), aus U II 2, S. 30, Blatt 16 recto (nach KGW III 5/2, 1365) [= GSA 71/112].

der von Begriffen und Abstractionen geleite  
 te Mensch durch diese das Unglück nur  
 abwehrt, ohne selbst aus den Abstractionen sich  
 Glück zu erzwingen, während er nach möglichster  
 Freiheit von Schmerzen trachtet, erdet der intui-  
 tive Mensch, inmitten einer Kultur stehend,  
 bereits von seinen Institutionen, aussen der Ab-  
 wehr des Nebels eine fortwährend <sup>einwirkende</sup>  
 heude Erhellung, Aufhellung, Erlösung. Freilich  
 leidet er heftiger, wenn er leidet, ja er leidet  
 auch öfter, weil er aus der Erfahrung nicht zu  
 lernen versteht und immer wieder in dieselbe  
 Irre fället, in die er einmal gefallen. Im Lei-  
 de ist er dann ebenso unvernünftig wie im  
 Glück, er schreit laut und hat keinen Trost.  
 Hiocanders steht <sup>unter dem</sup> in gleicher <sup>Mißgeschick</sup> Lage der Stoische  
 an der Erfahrung belehrte, durch Begriffe sich  
 beherrschende Mensch da! Er, der sonst nur  
 Anfrichtigkeit, Wahrheit, Freiheit von Täuschun-  
 gen und Schutz vor bösen Taten, Heberfähen  
 sucht, legt jetzt, im Unglück das Meistestück  
 der Verstellung ab, wie jener im Glück; er trägt  
 kein euresches und bewegliches Menschenge-  
 sicht

Abb. 38: RsGWL2 (889, 27–890, 10), aus U II 2, S. 31, Blatt 16 verso (nach KGW III 5/2, 1365)  
 [= GSA 71/112].

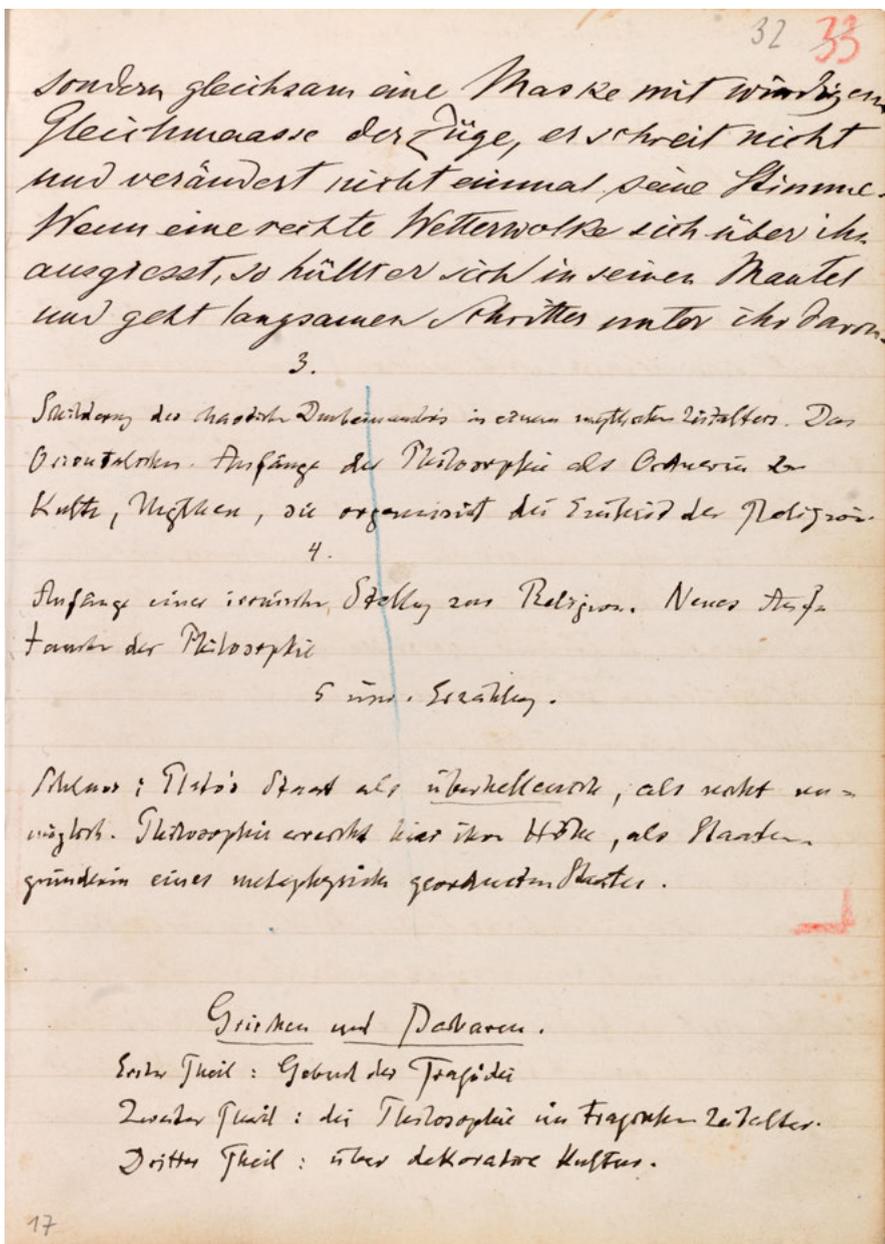


Abb. 39: RSGWL2 (890, 10–890, 14) u. 29[170] (KSA 7, 701) u. 29[171] (KSA 7, 702), aus U II 2, S. 32, Blatt 17 recto (nach KGW III 5/2, 1366) [= GSA 71/112].

# Bibliographie

## Quellen

In Klammern ist jeweils „NPB“ mit Seitenzahl angegeben, wenn N. das Werk in der benutzten Ausgabe besaß und diese erhalten geblieben ist (zitiert nach Campioni, Giuliano/D'lorio, Paolo/Fornari, Maria Christina/Fronterotta, Francesco/Orsucci, Andrea (Hg.): Nietzsche's persönliche Bibliothek, Berlin/New York 2003). Auch werden frühere von N. (vermutlich) benutzte Ausgaben verzeichnet, die N. mitunter in einer erst nach 1873 erschienenen Auflage besaß, aber schon vor Niederschrift und Diktat von WL studierte oder studieren konnte. Ferner werden N.s Ausleihen aus der Basler Universitätsbibliothek bis Sommer 1873 notiert (nach Crescenzi 1994).

- Aristophanes: Comoediae, hg. von Theodor Bergk, 2. Aufl., Leipzig 1857 (NPB 112).
- Aristoteles: Opera, hg. von Immanuel Bekker und Hermann Bonitz, 5 Bde., Berlin 1831–1870 (nicht in NPB).
- Anobius der Afrikaner: Sieben Bücher wider die Heiden. Aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von Franz Anton von Besnard, Landshut 1842 (NPB 126–127).
- Burckhardt, Jacob: Weltgeschichtliche Betrachtungen, hg. von Jacob Oeri, Berlin/Stuttgart 1905.
- Demokrit: Operum fragmenta, hg. von Friedrich Wilhelm August Mullach, Berlin 1843 (nicht in NPB).
- Du Bois-Reymond, Emil: Über die Grenzen des Naturerkennens – Die sieben Welträthsel. Zwei Vorträge. Des ersten Vortrages sechste, des zweiten Vortrages zweite Auflage, Leipzig 1884 (NPB 201).
- Fischer, Kuno: Geschichte der neuern Philosophie, Bde. 3 und 4: Immanuel Kant. Entwicklungsgeschichte und System der kritischen Philosophie, Mannheim 1860 (nicht in NPB).
- Gerber, Gustav: Die Sprache als Kunst, 2 Bde., Bromberg 1871–1874 (Crescenzi 1994, S. 418, Nr. 316).
- Hamann, Johann Georg: Schriften und Briefe, hg. von Moritz Petri, Bd. 1, Hannover 1872 (Crescenzi 1994, S. 419, Nr. 326 & S. 422, Nr. 352).
- Hanslick, Eduard: Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst, 3. Aufl., Leipzig 1865 (NPB 275).
- Hartmann, Eduard von: Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung, Berlin 1869 (NPB 276).
- Helmholtz, Hermann von: Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik, Braunschweig 1863 (Crescenzi 1994, S. 403, Nr. 155).
- Hobbes, Thomas: Leviathan, London 1651 (nicht in NPB).
- Jean Paul: Vorschule der Aesthetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit, in: Sämmtliche Werke, Bde. 18 und 19, Berlin 1841 (nicht in NPB).
- Kant, Immanuel: Kritik der Urtheilskraft, in: Sämmtliche Werke, Bd. 4, hg. von Karl Rosenkranz und Friedrich Wilhelm Schubert, Leipzig 1838, S. 1–395 (nicht in NPB).
- Lange, Friedrich Albert: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, Iserlohn 1866 (nicht in NPB).

- Lange, Friedrich Albert: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Wohlfeile Ausgabe. Zweites Tausend. Besorgt und mit biographischem Vorwort versehen von Hermann Cohen, Iserlohn/Leipzig 1887 (NPB 338).
- Leopardi, Giacomo: Opere, Leipzig 1861 (NPB 348).
- Leopardi, Giacomo: Gedichte. Verdeutsch in den Versmaßen des Originals von Robert Hamerling, Hildburghausen 1866 (NPB 348).
- Lessing, Gotthold Ephraim: Werke, 10 Bde., Leipzig 1867 (NPB 351–353).
- Lichtenberg, Georg Christoph: Vermischte Schriften. Neue Original-Ausgabe, 8 Bde., Göttingen 1867 (NPB 354–356).
- Liebmann, Otto: Kant und die Epigonen. Eine kritische Abhandlung, Stuttgart 1865 (NPB 356).
- Müller, Friedrich Max: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, 2 Bde., Leipzig 1863–1866 (Crescenzi 1994, S. 393, Nr. 40).
- Nissen, Heinrich: Das Templum. Antiquarische Untersuchungen, Berlin 1869 (nicht in NPB).
- Overbeck, Franz: Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie, Leipzig 1873 (NPB 429).
- Pascal, Blaise: Gedanken, Fragmente und Briefe. Aus dem Französischen nach der mit vielen unedirten Abschnitten vermehrten Ausgabe P. Faugère's, Deutsch von Dr. C. F. Schwartz, In zwei Theilen, 2. Aufl., Leipzig 1865 (NPB 430–431).
- Platon: Kratylos, in: Dialoge, Bd. 1, hg. von Karl Friedrich Hermann, Leipzig 1861, S. 157–236 (NPB 440–441).
- Romundt, Heinrich: Die menschliche Erkenntnis und das Wesen der Dinge, Basel 1872 (NPB 506).
- Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung, in: Sämtliche Werke, Bd. 2 u. 3, hg. von Julius Frauenstädt, Leipzig 1873 (NPB 539–540).
- Schopenhauer, Arthur: Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik. Ueber den Willen in der Natur, in: Sämtliche Werke, Bd. 4, hg. von Julius Frauenstädt, Leipzig 1874 (NPB 540).
- Spir, Afrikan: Forschung nach der Gewissheit in der Erkenntnis der Wirklichkeit, Leipzig 1869 (NPB 570).
- Spir, Afrikan: Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie, 2 Bde., Leipzig 1873 (Crescenzi 1994, S. 420, Nr. 335 & S. 421, Nr. 350).
- Spir, Afrikan: Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie, 2 Bde., Leipzig 1877 (NPB 567 u. 570).
- Steinthal, Heymann: Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens, Berlin 1851 (nicht in NPB).
- Steinthal, Heymann: Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik, Berlin 1863 (Crescenzi 1994, S. 391, Nr. 16).
- Ueberweg, Friedrich: Grundriß der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. Dritter Theil: Die Neuzeit, Berlin 1866 (NPB 628).
- Ueberweg, Friedrich: Grundriß der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. Erster Theil: Das Alterthum. Dritte, berichtigte und ergänzte Aufl., Berlin 1867 (NPB 627–628).
- Vischer, Friedrich Theodor: Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen. 3. Theil, erster Abschnitt: Die Kunst überhaupt und ihre Theilung in Künste, Reutlingen/Leipzig 1851 (nicht in NPB).
- Wackernagel, Wilhelm: Über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache. Academische Festrede gehalten am 8. November 1866 bei der Jahresfeier der Universität Basel, Basel 1872 (NPB 637–638).

- Wagner, Richard: Gesammelte Schriften und Dichtungen, 2. Bd., Leipzig 1871 (NPB 638–639).
- Zöllner, Johann Carl Friedrich: Über die Natur der Cometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniss, 2. Aufl., Leipzig 1872 (Crescenzi 1994, S. 419, Nr. 322 & S. 421, Nr. 351; NPB 663).

## Ausgaben von WL

Die folgende Bibliographie verzeichnet ausschließlich diejenigen deutschsprachigen Ausgaben von WL, die für die Kommentierung der deutschsprachigen Rezeption relevant sind und in Betracht genommen wurden. Angegeben werden jeweils nur Erstauflagen.

- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne (Fragment der zusammenhängenden Abhandlung), in: Werke. Zweite Abtheilung. Band X: Schriften und Entwürfe 1872 bis 1876, mit Nachberichten hg. von Fritz Koegel, Leipzig 1896 (= GoAK 10), S. 161–179.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne (Zusammenhängende Niederschrift), in: Werke. Zweite Abtheilung. Band X: Nachgelassene Werke aus den Jahren 1872/73–1875/76, hg. von Ernst Holzer und August Hornesser, mit Nachbericht und Anm. von Ernst Holzer, 2., völlig neu gest. Ausg., Leipzig 1903 (= KoA 10), S. 189–207.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne (Zusammenhängende Niederschrift), in: Werke. Zweite Abtheilung. Band X: Nachgelassene Werke aus den Jahren 1872/73–1875/76, hg. von Ernst Holzer und August Hornesser, mit Nachbericht und Anm. von Ernst Holzer, 2., völlig neu gest. Ausg., Leipzig 1903 (= GoA 10), S. 189–207.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn, in: Werke. Taschen-Ausgabe. Band 1: Die Geburt der Tragödie. Aus dem Nachlaß 1869–1873, hg. von Elisabeth Förster-Nietzsche, Leipzig 1906 (= TA 1), S. 503–523.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, in: Werke. Klassiker-Ausgabe. Band 2: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. Unzeitgemäße Betrachtungen, Nachbericht der Hgg. des Nietzsche-Archivs, Leipzig 1919, S. 1–21.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Gesammelte Werke. Musarionausgabe. Band 6: Philosophenbuch. Unzeitgemäße Betrachtungen: erstes und zweites Stück, hg. von Max Oehler, Richard Oehler und Friedrich Chr. Würzbach, mit einem Nachbericht von M. Oehler und R. Oehler, München 1922, S. 75–92.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, in: Die Geburt der Tragödie. Schriften der Frühzeit, mit einer Einf. und einem Nachbericht von Elisabeth Förster-Nietzsche, Leipzig 1924, S. 485–504.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, in: Über das Pathos der Wahrheit. Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, mit einem Nachw. von Max Oehler, Leipzig 1929 (Jahresgabe der Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs; 4), S. 11–27.

- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Unzeitgemäße Betrachtungen, mit einem Nachw. von Alfred Baeumler, Leipzig 1930, S. 603–622.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, in: Werke. Dünndruckausgabe. Band 1: Die Geburt der Tragödie. Der griechische Staat. Unzeitgemäße Betrachtungen, mit Vorw., Einl. und Nachw. hg. von Alfred Baeumler, Leipzig 1930, S. 603–622.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, in: Zum Problem der Wahrheit. Erste Versuche, mit einem Nachw. von Max Oehler, Berlin 1937, S. 22–70.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, hg. von Hans Reh, Langensalza 1937 (Deutsche Blätter; 32).
- Nietzsche-Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn, in: Werke. Band 3, philologischer Nachbericht und mit einem Nachw. hg. von Karl Schlechta, München 1956, S. 309–322.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn, in: Erkenntnistheoretische Schriften, mit einem Nachw. von Jürgen Habermas, Frankfurt a. M. 1968 (Theorie; 1), S. 97–112.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Werke. Kritische Gesamtausgabe. 3. Abteilung. Band 2: Nachgelassene Schriften 1870–1873, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/New York 1973 (= KGW III/2), S. 367–384.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Band 1: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV. Nachgelassene Schriften 1870–1873, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München/Berlin/New York 1980 (= KSA 1), S. 873–890.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Elektronische Textherstellung von Malcolm B. Brown auf der Grundlage der Ausg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, CD-ROM und Begleitheft, Berlin/New York 1995.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Nietzsche. Ausgew. und vorgestellt von Rüdiger Safranski, mit einer Vorbem. von Peter Sloterdijk, München 1997, S. 194–208.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, hg. von Steffen Dietzsch, Frankfurt a. M. 2000.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Die Geburt der Tragödie und ihr zugeordnete Schriften aus dem Nachlass, mit einer Einf., einer Interpretation und Stellenkommentar zur „Geburt der Tragödie“ hg. von Bernhard Greiner, Stuttgart 2014, S. 225–242.

## Forschungsliteratur, Dokumente zur Rezeptionsgeschichte, Hilfsmittel und allgemeine Literatur

- Agamben, Giorgio: *Nudità*, Rom 2009.
- Anders, Anni/Schlechta, Karl: Friedrich Nietzsche. Von den verborgenen Anfängen seines Philosophierens, Stuttgart/Bad Cannstatt 1962.
- Aristoteles: *Organon*, 2. Bd.: Kategorien – Hermeneutik oder vom sprachlichen Ausdruck (*De interpretatione*), hg. von Hans Günter Zekl, Hamburg 1998.
- Barthes, Roland: *Leçon*, Paris 1978.
- Barthes, Roland: *Le plaisir du texte*, Paris 1973.
- Baum, Richard/Neumeister, Sebastian/Hornig, Gottfried: Perfektibilität, in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Basel 1989, Sp. 238–244.
- Behler, Ernst: Derrida – Nietzsche, Nietzsche – Derrida, München u. a. 1988.
- Behler, Ernst: Die Sprachtheorie des frühen Nietzsche, in: Borsche, Tilman/Gerrata, Federico/Venturelli, Aldo (Hg.): „Centauren-Geburten“. Wissenschaft, Kunst und Philosophie beim jungen Nietzsche, Berlin/New York 1994, S. 99–111.
- Behler, Ernst: Nietzsches Sprachtheorie und der Aussagecharakter seiner Schriften, in: *Nietzsche-Studien* 25 (1996), S. 64–86.
- Behler, Ernst: Nietzsches Studium der Rhetorik nach der KGW, in: *Nietzsche-Studien* 27 (1998), S. 1–12.
- Bernoulli, Carl Albrecht: Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche, in: *Basler Nachrichten Sonntagsblatt* Nr. 43–46 (1924), zitiert nach Kr III, 150.
- Bertino, Andrea Christian: „Vernatürlichung“. Ursprünge von Friedrich Nietzsches Entidealisierung des Menschen, seiner Sprache und seiner Geschichte bei Johann Gottfried Herder, Berlin/Boston 2011.
- Biebuyck, Benjamin: Metapher, in: *NLex*<sup>2</sup> (2011), S. 243–245.
- Blondel, Eric: Vom Nutzen und Nachteil der Sprache für das Verständnis Nietzsches. Nietzsche und der französische Strukturalismus, in: *Nietzsche-Studien* 10/11 (1981/1982), S. 518–537.
- Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt a. M. 1998.
- Böning, Thomas: *Metaphysik, Kunst und Sprache beim frühen Nietzsche*, Berlin/New York 1988.
- Borsche, Tilman: *Natur-Sprache. Herder – Humboldt – Nietzsche*, in: Borsche, Tilman/Gerrata, Federico/Venturelli, Aldo (Hg.): „Centauren-Geburten“. Wissenschaft, Kunst und Philosophie beim jungen Nietzsche, Berlin/New York 1994, S. 112–130.
- Bredeck, Elizabeth: Fritz Mauthners Nachlese zu Nietzsches Sprachkritik, in: *Nietzsche-Studien* 13 (1984), S. 587–599.
- Brobjer, Thomas: Nietzsche's Relation to the Greek Sophists, in: *Nietzsche-Studien* 34 (2005), S. 256–277.
- Campioni, Giuliano/D'Iorio, Paolo/Fornari, Maria Cristina/Fronterotta, Francesco/Orsucci, Andrea (Hg.): *Nietzsches persönliche Bibliothek*, Berlin/New York 2003.
- Cassirer, Ernst: *Philosophie der symbolischen Formen*, 2. Bd.: *Das mythische Denken*, hg. von Birgit Recki, Hamburg 2010.
- Clark, Maudemarie: *Nietzsche on Truth and Philosophy*, Cambridge 1990.
- Crawford, Claudia: *The Beginnings of Nietzsche's Theory of Language*, Berlin/New York 1988.
- Crescenzi, Luca: Verzeichnis der von Nietzsche aus der Universitätsbibliothek in Basel entlehnten Bücher (1869–1879), in: *Nietzsche-Studien* 23 (1994), S. 388–442.

- Danto, Arthur C.: Nietzsche as Philosopher, New York 1965.
- Danto, Arthur C.: The Transfiguration of the Commonplace. A Philosophy of Art, Cambridge 1981.
- De Man, Paul: Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust, New Haven/London 1979.
- Derrida, Jacques: Marges de la philosophie, Paris 1972.
- Derrida, Jacques: Histoire du mensonge. Prolégomènes, Paris 2012.
- Diels, Hermann/Kranz, Walther (Hg.): Die Fragmente der Vorsokratiker, Bd. 2 (unveränderter Nachdruck der 6. Aufl. von 1952), Zürich 1996.
- D'Iorio, Paolo: La superstition des philosophes critiques. Nietzsche et Afrikan Spir, in: Nietzsche-Studien 22 (1993), S. 257–294.
- Emden, Christian J.: Nietzsche on Language, Consciousness and the Body, Urbana/Chicago 2005.
- Endres, Martin: „La vérité menteuse“. Nietzsches *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* im Horizont von Lacans Wahrheitsdenken, in: Georg, Jutta/Zittel, Claus (Hg.): Nietzsches Philosophie des Unbewußten, Berlin/Boston 2012, S. 207–214.
- Fazio, Domenico M.: Il pensiero del giovane Nietzsche ed Afrikan Spir, in: Bollettino di Storia della filosofia dell'Università degli Studi di Lecce 9 (1986–1989), S. 243–262.
- Fietz, Rudolf: Medienphilosophie. Musik, Sprache und Schrift bei Friedrich Nietzsche, Würzburg 1992.
- Fietz, Rudolf: Am Anfang ist Musik. Zur Musik- und Sprachsemiotik des frühen Nietzsche, in: Borsche, Tilman/Gerratana, Federico/Venturelli, Aldo (Hg.): „Centauren-Geburten“. Wissenschaft, Kunst und Philosophie beim jungen Nietzsche, Berlin/New York 1994, S. 144–166.
- Gentili, Carlo: Kants ‚kindischer‘ Anthropomorphismus. Nietzsches Kritik der ‚objektiven‘ Teleologie, in: Nietzsche-Studien 38 (2010), S. 100–119.
- Gerratana, Federico: Der Wahn jenseits des Menschen. Zur frühen E. v. Hartmann-Rezeption Nietzsches (1869–1874), in: Nietzsche-Studien 17 (1988), S. 391–433.
- Gersdorff, Carl von: Die Briefe des Freiherrn Carl von Gersdorff an Friedrich Nietzsche, hg. von Karl Schlechta und Erhart Thierbach, 4 Bde., Weimar 1934–1937.
- Green, Michael Steven: Nietzsche and the Transcendental Tradition, Urbana/Chicago 2002.
- Hamacher, Werner: Entferntes Verstehen. Studien zu Philosophie und Literatur von Kant bis Celan, Frankfurt a. M. 1998.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. Berlin 1822/1823. Nachschriften von Karl Gustav Julius von Griesheim, Heinrich Gustav Hotho und Friedrich Carl Hermann Victor von Kehler, in: Vorlesungen. Ausgewählte Nachschriften und Manuskripte, Bd. 12, hg. von Karl Brehmer, Karl-Heinz Ilting und Hoo Nam Seelmann, Hamburg 1996.
- Heidegger, Martin: Wozu Dichter?, in: Gesamtausgabe, Bd. 5: Holzwege (1943), hg. von Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt a. M. 1977, S. 269–320.
- Heidegger, Martin: Einführung in die Metaphysik, Tübingen 1987.
- Hill, R. Kevin: Nietzsche's Critiques. The Kantian Foundations of his Thought, Oxford 2003.
- Hillebrand, Bruno (Hg.): Nietzsche und die deutsche Literatur, 2 Bde., München 1978.
- Hillebrand, Bruno: Literatur und Dichtung, in: NH, S. 444–466.
- Hödl, Hans Gerald: Nietzsches frühe Sprachkritik. Lektüren zu „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“ (1873), Wien 1997.

- Hödl, Hans Gerald: Metaphern ohne Referenten. Anmerkungen zur neueren Diskussion um Nietzsches Sprachphilosophie, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 28 (2003), S. 183–199.
- Hofmannsthal, Hugo von: Ein Brief, in: Sämtliche Werke/Kritische Ausgabe, Bd. 31: Erfundene Gespräche und Briefe, hg. von Ellen Ritter, Frankfurt a. M. 1991, S. 45–55.
- Jankélévitch, Vladimir: Du mensonge, in: Philosophie morale, hg. von Françoise Schwab, Paris 1998, S. 203–288.
- Janz, Curt Paul: Friedrich Nietzsche. Biographie, 3 Bde., München/Wien 1978.
- Jerusalem, Wilhelm: Wahrheit und Lüge, in: Deutsche Rundschau, Bd. 97, 25. Jg., H. 2 von November 1898, S. 224–245.
- Kalb, Christof: Desintegration. Studien zu Friedrich Nietzsches Leib- und Sprachphilosophie, Frankfurt a. M. 2000.
- Kiesel, Helmut: Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert, München 2004.
- Klages, Ludwig: Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches, Leipzig 1926.
- Kofman, Sarah: Nietzsche et la métaphore, Paris 1972.
- Kopperschmidt, Josef/Schanze, Helmut (Hg.): Nietzsche oder „Die Sprache ist Rhetorik“, München 1994.
- Koselleck, Reinhart/Meier, Christian: Fortschritt, in: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 351–423.
- Krummel, Richard Frank: Nietzsche und der deutsche Geist. Ausbreitung und Wirkung des Nietzscheschen Werkes im deutschen Sprachraum bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Ein Schrifttumsverzeichnis der Jahre 1867–1945, 4 Bde., Berlin/New York 1998–2006 (= Kr I–IV).
- Lacoue-Labarthe, Philippe: Le détour (Nietzsche et la rhétorique), in: Poétique 5 (1971), S. 53–76.
- Landauer, Gustav: Skepsis und Mystik. Versuch im Anschluß an Mauthners Sprachkritik, Berlin 1903.
- Mann, Thomas: Enttäuschung, in: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 2. 1: Frühe Erzählungen 1893–1912, hg. von Terence J. Reed, Frankfurt a. M. 2004, S. 79–86.
- Mann, Thomas: Enttäuschung, in: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 2. 2: Frühe Erzählungen 1893–1912. Kommentar von Terence J. Reed, Frankfurt a. M. 2004, S. 40–44.
- Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 3 Bde., Stuttgart 1901–1902.
- Meijers, Anthonie/Stingelin, Martin: Konkordanz zu den wörtlichen Abschriften und Übernahmen von Beispielen und Zitaten aus Gustav Gerber: *Die Sprache als Kunst* (Bromberg 1871) in Nietzsches Rhetorik-Vorlesung und in „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“, in: Nietzsche-Studien 17 (1988), S. 350–368.
- Meijers, Anthonie: Gustav Gerber und Friedrich Nietzsche. Zum historischen Hintergrund der sprachphilosophischen Auffassungen des frühen Nietzsche, in: Nietzsche-Studien 17 (1988), S. 369–390.
- Moore, Gregory: Nietzsche, Biology and Metaphor, Cambridge 2002.
- Morgenstern, Christian: Nietzsche, der Erzieher, in: Neue deutsche Rundschau 7 (1896), S. 709–712.
- Most, Glenn/Fries, Thomas: <>: Die Quellen von Nietzsches-Rhetorik-Vorlesung, in: Borsche, Tilman/Gerratana, Federico/Venturelli, Aldo (Hg.): „Centauren-Geburten“. Wissenschaft, Kunst und Philosophie beim jungen Nietzsche, Berlin/New York 1994, S. 17–46.

- Nancy, Jean-Luc: „Unsere Redlichkeit!“ (Über Wahrheit im moralischen Sinn bei Nietzsche), in: Hamacher, Werner (Hg.): Nietzsche aus Frankreich, Berlin/Wien 2003, S. 225–248.
- Neymeyr, Barbara: Ästhetische Autonomie als Abnormität. Kritische Analysen zu Schopenhauers Ästhetik im Horizont seiner Willensmetaphysik, Berlin/New York 1996.
- Neymeyr, Barbara: Der Traum von einem Leben ohne Horizont. Zum Verhältnis zwischen Realitätserfahrung und Sprachskepsis in Thomas Manns Erzählung *Enttäuschung*, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 71 (1997), S. 217–244.
- Neymeyr, Barbara: „Selbst-Tyrannie“ und „Bilsäulenkälte“. Nietzsches kritische Auseinandersetzung mit der stoischen Moral, in: Nietzsche-Studien 38 (2009), S. 65–92.
- Neymeyr, Barbara: Die rhetorische Inszenierung der Sprachskepsis. Ein literarisches Paradoxon in Thomas Manns Erzählung *Enttäuschung* – im Vergleich mit der Sprachkritik bei Goethe, Hofmannsthal und Nietzsche, in: Max, Katrin (Hg.): Wortkunst ohne Zweifel? Aspekte der Sprache bei Thomas Mann, Würzburg 2013, S. 18–43.
- Neymeyr, Barbara: Kalkulierte Paradoxa und subversive Synthesen. Zum Erkenntnispotenzial von Nietzsches Experimental-Metaphorik seit der Frühschrift *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, in: Specht, Benjamin (Hg.): Epoche und Metapher. Zur Topologie kultureller Ordnungen, Berlin/Boston 2014, S. 232–254.
- Neymeyr, Barbara: Kommentar zu Nietzsches *Unzeitgemässen Betrachtungen. Erstes bis Viertes Stück* (Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken, hg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 1/2), Berlin/Boston 2016 [in Veröffentlichung].
- Niemeyer, Christian (Hg.): Nietzsche-Lexikon, 2., durchgesehene und erweiterte Aufl., Darmstadt 2011 (= NLex<sup>2</sup>).
- [Rez. von] Nietzsche, Friedrich: Werke, Bd. IX: Schriften und Entwürfe 1869–1872, und Bd. X: Schriften und Entwürfe 1872–1876, Leipzig 1895, in: Literarisches Centralblatt für Deutschland 1896, Nr. 52, Sp. 1881–1882.
- Nietzsche, Friedrich: Le livre du philosophe. Études théoriques. Édition bilingue. Traduction, introduction et notes par Angèle Kremer-Marietti, Paris 1969.
- Nietzsche, Friedrich: Rhétorique e langage. Textes traduits, présentés et annotés par Philippe Lacoue-Labarthe et Jean-Luc Nancy, in: Poétique 5 (1971), S. 99–142.
- Nietzsche, Friedrich: Su verità e menzogna. Testo tedesco a fronte. Introduzione, traduzione, note e apparati di Francesco Tomatis, Mailand 2006.
- Orsucci, Andrea: Unbewußte Schlüsse, Anticipationen, Übertragungen. Über Nietzsches Verhältnis zu Karl Friedrich Zöllner und Gustav Gerber, in: Borsche, Tilman/Gerratana, Federico/Venturelli, Aldo (Hg.): „Centauren-Geburten“. Wissenschaft, Kunst und Philosophie beim jungen Nietzsche, Berlin/New York 1994, S. 193–207 (a).
- Orsucci, Andrea: Beiträge zur Quellenforschung, in: Nietzsche-Studien 23 (1994), S. 443–479 (b).
- Ottmann, Henning (Hg.): Nietzsche-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart/Weimar 2000.
- Otto, Detlef: Die Version der Metapher zwischen Musik und Begriff, in: Borsche, Tilman/Gerratana, Federico/Venturelli, Aldo (Hg.): „Centauren-Geburten“. Wissenschaft, Kunst und Philosophie beim jungen Nietzsche, Berlin/New York 1994, S. 167–190.
- Otto, Detlef: Wendungen der Metapher. Zur Übertragung in poetologischer, rhetorischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht bei Aristoteles und Nietzsche, München 1998.
- Overbeck, Franz/Köselitz, Heinrich [Peter Gast]: Briefwechsel, hg. und kommentiert von David Marc Hoffmann, Niklaus Peter, Theo Salfinger, Berlin/New York 1998.

- Pascal, Blaise: *Pensées* (1865), hg. von Léon Brunschvicg, Paris 1976.
- Pestalozzi, Karl: *Sprachkritik und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert*, Basel 1990.
- Platon: *Theaitetos*, in: *Werke*, hg. von Gunther Eigler, Bd. 6: bearb. von Peter Staudacher, griech. Text von Auguste Diès, dt. Übersetzung von Friedrich Schleiermacher, 2. Aufl., Darmstadt 1990, S. 1–217.
- Reckermann, Alfons: *Lesarten der Philosophie Nietzsches. Ihre Rezeption und Diskussion in Frankreich, Italien und der angelsächsischen Welt 1960–2000*, Berlin/New York 2003.
- Reuter, Sören: *Reiz – Bild – Unbewusste Anschauung. Nietzsches Auseinandersetzung mit Hermann Helmholtz' Theorie der unbewussten Schlüsse in „Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“*, in: *Nietzsche-Studien* 33 (2004), S. 351–372.
- Reuter, Sören: *An der „Begräbnisstätte der Anschauung“. Nietzsches Bild- und Wahrnehmungstheorie in Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, Basel 2009.
- Riccardi, Mattia: *„Der faule Fleck des Kantischen Kriticismus“. Erscheinung und Ding an sich bei Nietzsche*, Basel 2009.
- Ricœur, Paul: *La métaphore vive*, Paris 1975.
- Ricœur, Paul: *Soi-même comme un autre*, Paris 1990.
- Riehl, Alois: *Friedrich Nietzsche. Der Künstler und der Denker*, 3., verbesserte und ergänzte Aufl., Stuttgart 1901.
- Rohbeck, Johannes: *Weltgeschichte*, in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 12, Basel 2004, Sp. 480–486.
- Rorty, Richard: *Objectivity, Relativism, and Truth. Philosophical Papers*, Cambridge 1991.
- Salaquarda, Jörg: *Nietzsche und Lange*, in: *Nietzsche-Studien* 7 (1978), S. 236–260.
- Schacht, Wilhelm: *Nietzsche. Eine psychiatrisch-philosophische Untersuchung*, Bern 1901.
- Schlimgen, Erwin: *Nietzsches Theorie des Bewußtseins*, Berlin/New York 1998.
- Schmidt, Jochen: *Kommentar zu Nietzsches Die Geburt der Tragödie* (Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken, hg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 1/1), Berlin/Boston 2012.
- Simon, Josef: *Grammatik und Wahrheit*, in: *Nietzsche-Studien* 1 (1972), S. 1–27.
- Simon, Josef: *Der Name „Wahrheit“. Zu Nietzsches früher Schrift „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“*, in: Riedel, Manfred (Hg.): *„Jedes Wort ist ein Vorurteil“. Philologie und Philosophie in Nietzsches Denken*, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 77–93.
- Sommer, Andreas Urs: *Jesus gegen seine Interpreten oder Die Hermeneutik der Urteilsenthaltung. Pilatus und der „Typus des Erlösers“*, in: *Nietzscheforschung* 11 (2004), S. 75–86.
- Sommer, Andreas Urs: *Sinnstiftung durch Geschichte? Zur Entstehung spekulativ-universalistischer Geschichtsphilosophie zwischen Bayle und Kant*, Basel 2006.
- Sommer, Andreas Urs: *Nietzsche mit und gegen Darwin in den Schriften von 1888*, in: *Nietzscheforschung* 17 (2010), S. 31–44.
- Sommer, Andreas Urs: *Kommentar zu Nietzsches Der Fall Wagner und Götzen-Dämmerung* (Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken, hg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 6/1), Berlin/Boston 2012.
- Sommer, Andreas Urs: *Nietzsche und Darwin*, in: Neymeyr, Barbara/Sommer, Andreas Urs (Hg.): *Nietzsche als Philosoph der Moderne*, Heidelberg 2012, S. 223–240.
- Sommer, Andreas Urs: *Kommentar zu Nietzsches Der Antichrist. Ecce homo. Dionysos-Dithyramben. Nietzsche contra Wagner* (Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken, hg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 6/2), Berlin/Boston 2013.

- Sommer, Andreas Urs: Von der Dringlichkeit eines neuen Historismus. Philosophiegeschichte als Provokation, in: Langthaler, Rudolf/Hofer, Michael (Hg.): *Geschichtsphilosophie. Stellenwert und Aufgaben in der Gegenwart*, Wien 2015, S. 107–120.
- Stack, George J.: *Lange and Nietzsche*, Berlin/New York 1983.
- Stegmaier, Werner: Nietzsches Neubestimmung der Wahrheit, in: *Nietzsche-Studien* 14 (1985), S. 69–95.
- Stegmaier, Werner: Darwin, Darwinismus, Nietzsche. Zum Problem der Evolution, in: *Nietzsche-Studien* 16 (1987), S. 264–287.
- Stegmaier, Werner: Fließen, in: Konersmann, Ralf (Hg.): *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, Darmstadt 2007, S. 102–121.
- Stingelin, Martin: Nietzsches Wortspiel als Reflexion auf poet(olog)ische Verfahren, in: *Nietzsche-Studien* 17 (1988), S. 336–349.
- Stingelin, Martin: „Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs“. Friedrich Nietzsches Lichtenberg-Rezeption im Spannungsfeld zwischen Sprachkritik (Rhetorik) und historischer Kritik (Genealogie), München 1996.
- Ungeheuer, Gerold: Nietzsche über Sprache und Sprechen, über Wahrheit und Traum, in: *Nietzsche-Studien* 12 (1983), S. 134–213.
- Vaihinger, Hans: *Die Philosophie des Als ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche*, Berlin 1911.
- Venturelli, Aldo: *Kunst, Wissenschaft und Geschichte bei Nietzsche. Quellenkritische Untersuchungen*, Berlin/New York 2003.
- Vico, Giambattista: *Autobiografia – Poesie – Scienza Nuova*, hg. von Pasquale Soccio, Mailand 2000.
- Vivarelli, Vivetta: *Nietzsche und die Masken des freien Geistes. Montaigne, Pascal und Sterne*, Würzburg 1998.
- Wagner, Cosima: *Die Tagebücher*, hg. von Martin Gregor-Dellin und Dietrich Mack, 2 Bde., München/Zürich 1976/1977.
- Weimarer Nietzsche-Bibliographie, hg. von der Stiftung Weimarer Klassik, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, bearbeitet von Jung, Susanne/Simon-Ritz, Frank/Wahle, Clemens/Wilamowitz-Moellendorff, Erdmann von/Wojtecki, Wolfram, 5 Bde., Stuttgart/Weimar 2000–2002.
- Zanucchi, Mario: Nietzsches Abhandlung „Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“ als Quelle von Hofmannsthals „Ein Brief“, in: *Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft* 54 (2010), S. 264–290.
- Zavatta, Benedetta: Die in der Sprache versteckte Mythologie und ihre Folgen fürs Denken. Einige Quellen von Nietzsche: Max Müller, Gustav Gerber und Ludwig Noiré, in: *Nietzsche-Studien* 38 (2009), S. 269–298.
- Zavatta, Benedetta: Nietzsche on Tropes as Embodied Schemata, in: Dries, Manuel (Hg.): *Nietzsche on Consciousness and the Embodied Mind*, Berlin/New York [in Veröffentlichung].
- Žunjić, Slobodan: Begrifflichkeit und Metapher. Einige Bemerkungen zu Nietzsches Kritik der philosophischen Sprache, in: *Nietzsche-Studien* 16 (1987), S. 149–163.

# Sach- und Begriffsregister

- Abbild, abbilden, Abbildung (→ Bild) 40, 41, 46, 48
- abnorm, Abnormität 63
- abstrakt, Abstraktion(en), Abstraktions-Apparat, Abstraktionskategorie 11, 12, 16, 25, 30, 41, 46, 48, 50, 52, 62
- adäquat (adäquater Ausdruck), *adaequatio*, Adäquation, Adäquationstheorie 15, 20, 28, 37, 39, 40, 41, 42, 45, 54
- ähnlich, Ähnlichkeit(en) 30, 45, 48
- ästhetisch (→ Verhalten, ästhetisches), Ästhetik IX, X, 6, 7, 16, 17, 34, 39, 45, 49, 55, 56, 57, 59, 61
- als ob 20, 41, 56, 60
- analog, Analogie(n) (*analogia entis*), analogisch 15, 17, 22, 24, 45, 52, 54, 57, 60
- Anführungszeichen 4, 30, 36
- Anschauung, Anschauungsmetapher(n), Anschauungsvermögen 16, 42, 43, 50, 51, 55
- Anthropologie, anthropologisch 14, 17, 34
- anthropomorph, anthropomorphisch 30, 37, 40, 41, 48, 49, 57, 58, 60
- Antike 7, 35, 51
- antizipieren (→ Schluss, unbewusster) 31, 39, 52
- apollinisch 7
- Augen 3, 4, 55, 56, 57
- Ausdruck, ausdrücken 15, 37, 39, 40, 41, 43, 44, 46, 48, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59
- außermoralisch 9, 27, 28, 39
- Begriff, begrifflich, Begriffsbau, Begriffsdom, Begriffsgeschichte, Begriffsgott, Begriffshimmel 8, 11, 12, 15, 16, 17, 19, 20, 25, 31, 33, 35, 41, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 56, 57, 58, 59, 62
- bellum omnium contra omnes* 34, 37, 38
- beweglich, Beweglichkeit 16, 23, 39, 45, 50
- bewusst (→ unbewusst), Bewusstsein, Bewusstseinszimmer 12, 15, 16, 22, 35, 36, 37, 38, 44, 45, 46, 50, 56, 62
- bezeichnen, Bezeichnetes, Bezeichnung(en) 38, 39, 40, 41, 42, 43, 45, 49, 51, 54, 56
- Bild(er) (→ Abbildung) 12, 41, 44, 46, 47, 48, 50, 51, 55, 56, 59, 60
- Columbarium 51
- contrat social* (→ Vertrag) 38
- Dämon, dämonisch 28, 63
- Darwinismus, Darwinist, darwinistisch 34, 35, 49, 56, 59
- Dasein (→ Kampf ums Dasein) 33, 34, 58, 62
- décadence* 30, 32
- Dekonstruktivismus, dekonstruktivistisch 21, 22, 23
- Denken, Denker 11, 12, 14, 20, 22, 25, 32, 36, 37, 40, 46, 49, 54, 56
- Deszendenztheorie 29
- deus in finis* 29
- Differenz 21
- „Ding an sich“ 12, 23, 43, 46, 48
- dionysisch 7
- disproportion de l'homme* 29
- dithyrambisch 43
- Eitelkeit 33
- Empfinden, Empfindung(en) 33, 41, 42, 46, 60
- empirisch 28, 29, 55
- Entstehung 31, 37, 38, 47
- Enttäuschung 24, 32
- entwickeln, Entwicklung, Entwicklungsprozess 20, 29, 30, 31, 34, 45, 46, 48, 56, 59, 61
- Erfahrung(en) 11, 12, 22, 23, 24, 43, 48, 61
- erkennen, Erkennender, Erkenntnis(se) (Selbsterkenntnis), Erkenntnis-kategorien, Erkenntniskraft, Erkenntnis-metapher(n), Erkenntnispathos, Erkenntnistrieb 5, 11, 12, 13, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 28, 29, 33, 35, 36, 39, 40, 43, 48, 49, 50, 53, 56, 58, 62
- erkenntniskritisch, erkenntnisphilosophisch, Erkenntnisphilosophie, erkenntnis-

- theoretisch, Erkenntnistheorie 10, 11,  
 12, 13, 18, 19, 20, 21, 27, 35, 40  
 Erlösung 62  
 Erscheinung(en), Erscheinungswelt 10, 12,  
 19, 38, 47  
 erstarren, Erstarrung 17, 28, 45, 54  
 Esel (→ Lastträger) 32  
 Evolution, evolutionär 20, 29, 31, 45, 59  
 Evolutionisten, evolutionistisch,  
 Evolutionsgeschichte, evolutions-  
 theoretisch, Evolutionstheorie 14, 15,  
 29, 37  
*exemplum* 8, 15  
  
 Fabel, Fabulieren („favoleggiar“) 8, 15, 18,  
 20, 21, 28, 29, 56  
 Figur (rhetorische) (→ Tropen), Figuration,  
 figurativ 7, 8, 21, 39, 44  
 Fiktion(en), fiktiv 15, 16, 20, 28, 31, 36, 48,  
 50, 61  
 fließen, flüssig, Flüssigkeit 16, 25, 45, 57  
 Folge(n) (→ antizipieren) 27, 28, 30, 39, 41,  
 56, 57  
 folgenlos 43, 61, 63  
 Form(en) 11, 12, 17, 29, 35, 40, 45, 48, 49,  
 51  
 Fortschritt 29, 30, 31, 35  
 frei, Freiheit 54, 55, 61, 62  
 Friedensschluss 34, 38  
 Fundamentaltrieb 14, 45, 59  
  
 Gefühl (der Wahrheit), gefühllos 16, 28, 37,  
 61  
 Genie 55, 63  
 Gesang 55  
 Geschlecht(er) (natürliches und  
 grammatisches) 42, 44  
 Gesetz, Gesetzgebung, gesetzmäßig,  
 Gesetzmäßigkeit 11, 12, 14, 34, 35, 38,  
 47, 51, 52, 53, 55, 56, 57, 60  
 Glaube, glauben 28, 29, 31, 36, 37, 38, 50,  
 54, 58, 59  
 gleichgültig, Gleichgültigkeit 36, 40  
 Glück, glücklich 18, 60, 62  
 Griechen, Griechentum, griechisch 6, 7, 63  
  
 hart, Härte 41  
 Himmel (→ Begriffshimmel) 12, 52, 53  
  
 Hochmut 32, 33  
*homo mensura* 53  
 Hybris 31  
  
 Idealismus 19, 58  
 Identität 35, 45  
 Illusion, illusionär 6, 17, 19, 20, 28, 33, 37,  
 40, 53, 55, 62  
 individuell, Individuum (*principium  
 individuationis*) 15, 16, 29, 33, 35, 41,  
 45, 46, 48, 51, 53, 54, 55, 56, 61, 62, 63  
 Insekt (→ Mücke) 31, 32  
 Instinkt, instinktiv 36, 53, 59, 63  
 Intellekt, intellektuell 11, 15, 16, 17, 28, 29,  
 32, 33, 34, 35, 57, 61, 62, 63  
 Intuition, intuitiv (intuitiver Mensch →  
 vernünftiger Mensch) (→ Gefühl) 7, 16,  
 17, 25, 43, 44, 47, 48, 50, 54, 61, 62, 63  
 Inversion(en) 21, 24, 39  
 Ironie, ironisch 17, 22, 24, 29, 32, 40, 47,  
 56, 62  
 Irrtum, Irrtümer 12, 22, 37, 38, 60  
  
 Kamel (→ Lastträger) 32  
 Kampf ums Dasein, Kampf um die Existenz  
 (→ *bellum omnium contra omnes*) 33,  
 34, 35  
 Kausalität (→ Ursache) 13, 39, 41, 58, 59  
 Klang, Klangfiguren 47  
 kluge Tiere (*zōon logikón*) 15, 28, 29  
 Kontingenz 32, 52  
 Konvenienz 38  
 Konvention, konventionell 14, 15, 34, 35, 37,  
 38, 39, 50, 51, 54, 55, 62  
 Kritik (der Sprache), kritisch, Kritizismus 6,  
 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 19, 20, 23, 24,  
 27, 31, 34, 36, 43, 45, 48, 49, 50, 57,  
 58, 59  
 Künstler, künstlerisch 6, 7, 12, 15, 17, 22,  
 39, 50, 53, 55, 56, 59, 61  
 Kultur, kulturell 6, 14, 17, 27, 32, 62, 63  
 Kunst, Kunstwerk, Kunsttrieb 7, 10, 12, 14,  
 17, 19, 23, 35, 44, 45, 46, 49, 50, 51, 55,  
 56, 59, 60, 61, 62, 63  
  
 Lastträger 32, 33  
 Laut(e), Lautbild(er) 40, 41, 45, 46, 48

- Leben, lebendig, Lebenswille 6, 7, 8, 13, 15,  
 16, 17, 21, 24, 27, 34, 36, 37, 45, 49, 50,  
 51, 53, 54, 58, 59, 60, 62  
*linguistic turn* 21  
 Logik, logisch 13, 15, 25, 51, 58  
 Lüge(n), Lügner 6, 15, 19, 20, 22, 27, 32, 34,  
 36, 38, 39, 45, 60  
 Lust 39  
  
 Macht, Mächte 17, 22, 29, 34, 37, 52  
 malen, Maler (ohne Hände) 55, 56  
 Mantel 18, 62  
 Maske, Maskerade 35, 60, 62  
 Maß, maßlos 48, 53, 54, 62, 63  
 Masse, Masseninstinkt 13, 30, 31  
 mathematisch 11, 25, 52, 53  
 Mensch, menschlich, Menschengeschlecht,  
 Menschheit 6, 7, 8, 12, 13, 14, 15, 16,  
 17, 19, 20, 25, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,  
 34, 35, 36, 38, 40, 43, 45, 48, 49, 51,  
 52, 53, 54, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63  
 Merkmal 42, 43  
 Metapher(n), Metapherbildung, Metapher-  
 welt X, 7, 8, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 19,  
 20, 21, 22, 23, 30, 31, 39, 42, 43, 44,  
 45, 46, 48, 50, 51, 53, 54, 57, 58, 59  
 metaphysisch 6, 9, 10, 31, 50, 57, 61  
 Metastase 44  
 Metonymie, metonymisch 7, 39, 41, 42, 44,  
 48  
 Mikroskop, mikroskopisch 7, 32, 56, 57  
*mimicry*, Mimikry 35  
 Mitleiden (→ Pathos) 32  
 Mitteilung 50, 51  
 Mittel 33, 40  
 Mittel-Sphäre, Mittelkraft 54, 55  
 modern, Moderne (literarische) 19, 21, 23,  
 24, 30, 53  
 Moral, moralisch 9, 19, 20, 22, 27, 35, 38,  
 39, 56, 62  
 Mücke (→ Insekt) 29, 31, 32, 56  
 Münze(n) 50, 51  
 Musik 8, 10, 59, 63  
 mythisch, Mythos 49, 53, 60, 61  
  
 Name 35, 38, 39, 49  
 natürlich, Natürlichkeit 7, 30, 37, 38, 39, 40,  
 42, 44, 56  
  
 Natur (*natura formans*) 6, 11, 29, 30, 33, 35,  
 36, 38, 39, 40, 47, 49, 57, 59, 60, 61  
 Naturzustand 15, 37, 38, 61  
 Nervenreiz, Nervenreizmodell 10, 16, 40, 41,  
 42, 45, 46, 55  
 Nichtwissen 36  
*nómos* 39  
 notwendig, Notwendigkeit 6, 27, 30, 34, 46,  
 55, 56, 57, 58, 59  
*noûmenon* 43  
 Nymphe 60  
  
 Oberfläche 16, 33, 50, 55  
 Objekt(e) 41, 48, 54, 55, 56  
 objektiv, Objektivität 7, 14, 15, 22, 23, 30,  
 31, 57, 60  
 ontologisch X, 21, 58  
 Optimismus 34  
 Orakelarien 52  
 Ordnung (natürliche) 38, 39  
  
 Paradox („paradoxe du menteur“),  
 paradoxal 13, 21, 37, 49, 55  
 pathetisch, Pathos 5, 6, 7, 8, 17, 28, 31, 32,  
 36, 56, 62  
 Perfektibilität 30  
 Perspektive, perspektivisch,  
 Perspektivismus 9, 17, 18, 27, 56  
 Perzeption („perception des rapports“),  
 Perzeptionsapparat 16, 17, 31, 32, 35,  
 48, 54, 55  
 Pessimismus 8  
 Pflanze 31, 42, 56, 59  
 Phänomen, *phaenónemon* 17, 27, 35, 43  
 Phantasie 47, 54, 59  
 Philologie 6, 7, 8, 9, 48  
 Philosoph(en), Philosophie IX, 3, 5, 6, 7, 11,  
 12, 13, 18, 22, 23, 32, 33, 44, 48, 53, 63  
*phýsei* 39, 40  
 Physiologie, physiologisch 11, 13, 14, 15, 27,  
 29, 33, 35, 36, 41, 44  
 Platonismus 16  
 poetisch 24, 28, 43, 55  
 poetologisch 39  
 Poststrukturalismus 21  
 Pragmatismus 18, 23  
 Psychologie, psychologisch 13, 14, 19, 20,  
 52

- Qualität(en), *qualitas occulta* 48, 49, 59
- Rationalismus, rationalistisch 10, 21, 35
- Raum 28, 29, 52, 53, 57, 58, 59
- real, Realität(en) 15, 28, 37, 38
- Rede (regelrechte) 17, 44
- Redlichkeit 21
- Reiz(e) (→ Nervenreiz), Reizung 33, 41, 45, 46
- Relation, relational, Relationalität 23, 43, 44, 45, 48, 54, 58
- Relativismus 18
- Relativität 32, 53
- Rhetorik, rhetorisch 7, 10, 15, 21, 24, 32, 39, 40, 41, 42, 44
- richtig, Richtigkeit 31, 39, 54
- Römer, Römertum, römisch 7, 50, 51, 52, 61
- romantisch 63
- Ruhm (→ Pathos) 32
- Satire 22
- Saturnalien 61
- Satz vom Grunde 41
- Schein 20, 50
- Schlange 42
- schließen, Schluss (unbewusster) 13, 39, 47
- schön, Schönheit 24, 34, 59
- „Selbstbewusstsein“ 4, 36
- Selektion 35, 42, 56
- Sinn 54, 62, 63
- Sinne, Sinnesorgan(e), Sinneswahrnehmung(en), sinnlich 11, 12, 17, 20, 31, 32, 40, 41, 46, 47, 52, 53, 55, 56
- Sinnkrise 24
- Skepsis, skeptisch, Skeptizismus 8, 18, 24, 50
- Sklavendienst, Sklaverei 58, 61, 62
- Sphäre(n) 16, 41, 45, 46, 47, 54, 55
- Spiel, „Spieltrieb“ (→ Schiller) 14, 17, 18, 25, 34, 35, 46, 51, 55, 56, 59, 62
- Spinne, Spinnenfaden 53, 58
- Sprache, sprachlich, Sprachbildner, Sprachforscher, Sprachgebrauch, Sprachkrise, Sprachkritik, Sprachkunst, Sprachlehre, Sprachmikroskopiker IX, 6, 7, 8, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 28, 31, 32, 34, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 58, 59, 62
- Staat 34, 37, 38
- Stein 41
- Stil, Stilistik 15, 28
- Stoiker, stoisch 18, 62
- Stolz (→ Pathos) 32
- Subjekt, subjektiv 12, 41, 47, 48, 54, 55, 57
- survival of the fittest* 35, 56
- Symbol, symbolisieren 8, 28, 44, 46, 62
- Synekdoche, synekdochisch 7, 42, 44, 45, 46, 47
- täuschen, Täuschung 15, 16, 19, 20, 24, 33, 34, 39, 58, 61
- Tautologie 40, 56
- Teleologie 6, 11, 29, 30, 31, 38, 57
- Teleskop, teleskopisch 32, 56, 57
- templum* 52, 53
- thései* 39
- Tiger 36
- Töne, Ton, Tonsinn 45, 47
- tragisch, Tragödie 5, 7, 28, 32, 62, 63
- transzendental 12, 36, 58, 59
- Traum, träumen, Träumerei, Traumbilder 23, 33, 36, 57, 59, 60
- Trieb (zur Metapherbildung), Triebosphäre 11, 14, 15, 16, 17, 27, 32, 34, 36, 37, 45, 52, 55, 59
- Trope(n) (rhetorische), tropisch, tropologisch 7, 15, 40, 44, 45, 46, 47
- „überfroher Held“ 61
- übertragen, Übertragung(en) 6, 13, 15, 17, 42, 44, 45, 46, 48, 55, 56, 57, 59
- Umkehrung(en) (→ Inversion) 16, 27, 38, 39, 61
- Unbedingtes 13
- unbewusst (→ Schluss, unbewusster), Unbewusstheit 12, 13, 16, 31, 34, 35, 37, 38, 39, 41, 44, 45, 47, 48, 50, 59, 63
- unendlich, Unendlichkeit(en) (→ *deus infinis*) 28, 29, 56
- unzeitgemäß, Unzeitgemäßheit X, 9
- ur- (Urbild, Urerlebnis, Urform, Urklang, Urphilologie, Urvermögen) 12, 48, 54, 55

- Ursache (→ Kausalität) 42, 47, 48, 49, 57, 58, 59
- ursprünglich, Ursprung (der Sprache) 13, 15, 21, 30, 35, 38, 39, 40, 41, 45, 46, 48, 55, 61
- Urteil, Urteilskraft 48, 49, 55, 58
- usus* 51
- ut pictura poesis* 55
- vergessen 16, 35, 38, 45, 51, 54
- Verhalten (ästhetisches) 46, 47, 54, 55, 56
- Vermögen (Urvermögen) 31, 48, 54, 55, 59
- vernünftig (vernünftiger Mensch → intuitiver Mensch), Vernunft, Vernunftbezirk 7, 11, 17, 27, 28, 30, 32, 34, 51, 55, 57, 62, 63
- Verstand 29, 33, 39, 49, 55, 63
- verstellen, Verstellung, Verstellungskunst 33, 35, 61
- Vertrag 38, 39
- Vervollkommnung 30, 35
- Vogel 31, 56
- Volk 52, 63
- vormoralisch 27
- Vorplatoniker, vorplatonisch 3, 6, 63
- Vorstellung(en) 8, 16, 20, 46, 56, 59
- Wachstum 29
- wahr, Wahrheit(en), Wahrheitstrieb 5, 6, 7, 8, 9, 12, 14, 15, 16, 17, 19, 21, 22, 23, 27, 28, 29, 31, 32, 34, 36, 37, 38, 39, 40, 43, 45, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 56, 58, 59, 60, 61, 63
- wahrhaftig, Wahrhaftigkeit 7, 17, 45, 49
- Wanderer 63
- Weisheit 63
- Welt, Weltall 16, 17, 19, 20, 21, 25, 28, 29, 31, 32, 34, 39, 40, 41, 43, 45, 47, 48, 49, 50, 51, 54, 55, 56, 57, 58, 60, 61
- Weltgeist, Weltgericht, „Weltgeschichte“, Weltplan, Weltprozess 30, 31
- Wert 6, 17, 27, 33, 37, 46, 48, 50, 51, 58, 62
- Wesen, wesenhaft, Wesenheit 16, 43, 48, 49, 58
- Wille (zur Macht; zur Wahrheit) 10, 11, 29, 33, 34, 37, 38
- willkürlich 13, 15, 38, 42, 46, 49
- Winkel 27, 29, 57
- wirklich, Wirklichkeit 13, 20, 22, 35, 38, 44, 47, 61, 63
- Wissen (→ Nichtwissen) 32, 39, 50, 53
- Wissenschaft, Wissenschaftler, wissenschaftlich 6, 7, 8, 9, 12, 14, 16, 17, 18, 20, 30, 47, 53, 56, 57, 60, 61, 62, 63
- Wolkenkuckuksheim 47
- Würfel, Würfelspiel (→ Orakelarien) 51, 52
- Wunder („la maraviglia“), wunderbar 17, 41, 58, 63
- Wurm 31, 42, 56
- Zeichen 45, 51, 59, 61
- Zeit 57, 58, 59
- Zufallssinn, zufällig 20, 52, 62
- Zweck, zweckmäßig, Zweckmäßigkeit 6, 13, 32, 34, 57, 58, 59



# Namenregister

- Agamben, Giorgio X  
Aristophanes 47  
Aristoteles 22, 29, 38, 40, 41, 44, 54  
Arnobius, der Afrikaner 52  
Athene 60
- Bacon, Francis 24  
Barthes, Roland 22  
Baum, Richard 30  
Behler, Ernst 7  
Benn, Gottfried 23  
Bernoulli, Carl Albrecht 21  
Bertino, Andrea Christian 40  
Besnard, Franz Anton von 52  
Blumenberg, Hans 22  
Böning, Thomas 33  
Bopp, Franz 10  
Bredeck, Elizabeth 19  
Brobjør, Thomas 12  
Burckhardt, Jacob 31
- Campioni, Giuliano XIV  
Cassirer, Ernst 53  
Chladni, Ernst Florens Friedrich 10, 47  
Cicero, Marcus Tullius 25, 44  
Clark, Maudemarie 11  
Colli, Giorgio XIII, XIV, 4  
Conti (*Emilia Galotti*) 55, 56  
Crawford, Claudia 7, 10, 11, 46  
Crescenzi, Luca 55
- Danto, Arthur C. 23  
Darwin, Charles 29, 33, 34, 35, 49, 56  
De Man, Paul 21  
Demokrit 38  
Derrida, Jacques 21, 22, 23  
Diderot, Denis 55  
Diels, Hermann 38  
D'Iorio, Paolo XIII, 13  
Du Bois-Reymond, Emil 57
- Emden, Christian J. 11  
Engelmann, Wilhelm 7  
Eschenburg, Johann Joachim 33  
Europa 60
- Fazio, Domenico M. 48  
Fischer, Kuno 6, 11  
Förster-Nietzsche, Elisabeth 3, 5  
Fornari, Maria Cristina XIV  
Fries, Thomas 10  
Fritzscher, Ernst Wilhelm 3  
Fronterotta, Francesco XIV
- Gentili, Carlo 6, 124  
Gerber, Gustav XIV, 7, 10, 14, 15, 20, 31, 39,  
40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 48, 50, 51,  
52, 54, 55, 59  
Gerratana, Federico 13  
Gersdorff, Carl von XIV, 3, 4, 5, 31, 36, 58,  
59, 62, 79  
Green, Michael Steven 13  
Gunther (*Der Ring des Nibelungen*) 61
- Haeckel, Ernst 59  
Hagen (*Der Ring des Nibelungen*) 61  
Hamacher, Werner 21  
Hamann, Johann Georg 10, 40  
Hanslick, Eduard 59  
Hartmann, Eduard von 10, 12, 13, 31, 33, 34,  
46, 49  
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 12, 30, 31  
Heidegger, Martin 21, 22, 53  
Helmholtz, Hermann von 12, 13, 39, 46  
Heraklit 51  
Herder, Johann Gottfried 10, 40  
Hermogenes (*Kratylos*) 39  
Heyse, Karl Wilhelm Ludwig 10  
Hill, R. Kevin 11  
Hobbes, Thomas 37  
Hödl, Hans Gerald 8, 52  
Hofmannsthal, Hugo von 24, 25  
Homer 7, 53  
Horaz (Quintus Horatius Flaccus) 62  
Hornig, Gottfried 30  
Humboldt, Friedrich Wilhelm 10, 40  
Husserl, Edmund 22
- Jankélévitch, Vladimir 22  
Janz, Curt Paul 3, 29

- Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter) 44, 45  
 Jerusalem, Wilhelm 19  
 Jesus von Nazareth 50
- Kalb, Christof 10, 48  
 Kant, Immanuel XIII, 6, 9, 11, 12, 13, 14, 18, 20, 27, 30, 36, 43, 49, 55, 57, 58, 59  
 Kiesel, Helmuth IX, 23, 24  
 Klages, Ludwig 20, 21  
 Koegel, Fritz XIII, 5  
 Köselitz, Heinrich (Peter Gast) 5  
 Kofman, Sarah 21  
 Koselleck, Reinhart 30  
 Kranz, Walther 38  
 Kratylos (*Kratylos*) 38, 39  
 Kraus, Karl 23  
 Krug, Gustav Adolf 3  
 Krummel, Richard Frank XIII, XIV, 5, 14, 18, 19, 20, 21
- Lacoue-Labarthe, Philippe 10, 21, 22  
 Landauer, Gustav 20, 24  
 Lange, Friedrich Albert 6, 10, 11, 12, 13, 18, 20, 32, 34, 46, 52, 53, 54  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 23, 34  
 Leopardi, Giacomo 29  
 Lessing, Gotthold Ephraim 10, 33, 55  
 Lessing, Traugott 33  
 Lichtenberg, Georg Christoph 11, 12, 41, 47, 57, 58  
 Liebmann, Otto 11  
 Locke, John 37
- Malthus, Thomas Robert 34  
 Mann, Thomas 24  
 Mauthner, Fritz 19, 20, 24  
 Meier, Christian 30  
 Meijers, Anthonie 10  
 Moleschott, Jakob 32  
 Montinari, Mazzino XIII, XIV, 4  
 Moore, Gregory 59  
 Morgenstern, Christian 23  
 Most, Glenn 10  
 Müller, Friedrich Max 14, 56  
 Musil, Robert 23
- Nancy, Jean-Luc 10, 21, 22  
 Neumeister, Sebastian 30
- Neymeyr, Barbara 24, 62, 63  
 Niemeyer, Christian XIV  
 Nissen, Heinrich 52, 53
- Orsucci, Andrea XIV, 13, 39, 53  
 Overbeck, Franz 3, 5
- Pascal, Blaise 10, 29, 33, 34, 56, 59, 60  
 Peisistratos 60  
 Philipp Lord Chandos (*Ein Brief*) 24, 25  
 Pilatus, Pontius 50  
 Platon 38, 39, 43, 51, 53  
 Plutarch 50  
 Pott, August Friedrich 43  
 Protagoras von Abdera 53, 54  
 Pufendorf, Samuel 37  
 Pythagoras von Samos 38
- Quintilian (Marcus Fabius Quintilianus) 50
- Raffael („Raphael ohne Hände“) 55, 56  
 Reckermann, Alfons 21  
 Rée, Paul 3  
 Reed, Terence J. 24  
 Reuter, Sören 13  
 Riccardi, Mattia 11  
 Ricœur, Paul 21, 22  
 Riehl, Alois 19  
 Rohbeck, Johannes 30  
 Rohde, Erwin 3, 28, 43, 54  
 Romundt, Heinrich 3, 43  
 Rorty, Richard 22, 23  
 Rousseau, Jean-Jacques 37, 38
- Schacht, Wilhelm 14  
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 12  
 Schiller, Friedrich 31, 59  
 Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 53, 56  
 Schlimgen, Erwin 36  
 Schopenhauer, Arthur XV, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 18, 19, 28, 31, 33, 34, 35, 39, 46, 47, 49, 57, 63  
 Seneca (Lucius Annaeus Seneca) 25  
 Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper, Third Earl of 37  
 Siegfried (*Der Ring des Nibelungen*) 61  
 Sokrates 6, 36, 51, 63

Solon 60  
Sommer, Andreas Urs 30, 31, 35, 50  
Spir, Afrikan 11, 13, 47, 48  
Stack, George J. 11, 35  
Stegmaier, Werner 29, 127  
Steinthal, Heymann 10, 39  
Stingelin, Martin 7, 10, 11  
  
Tomatis, Francesco X, 38, 41, 48  
  
Ueberweg, Friedrich 11, 12, 27  
  
Vaihinger, Hans 20  
Venturelli, Aldo 55

Vico, Giambattista 63  
Vischer, Friedrich Theodor 55, 56  
Vivarelli, Vivetta 29  
Voltaire (François-Marie Arouet) 34  
  
Wackernagel, Wilhelm 45  
Wagner, Cosima 8, 48  
Wagner, Richard 3, 8, 10, 48, 61  
  
Zanucchi, Mario 24  
Zavatta, Benedetta 14  
Zekl, Hans Günter 38, 41  
Zeus 60  
Zöllner, Johann Carl Friedrich 13, 39

